Biogr.
149
a-1

gr.
149a-1 Leben.
(Brühl)

<36611081370012

<36611081370012

Bayer. Staatsbibliothek

Leben

und

Character

des

Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächßl. Premier-Ministre

Grafens von Brühl

in

vertraulichen Briefen

entworfen.

1760.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn die Gelehrten Bücher herausgeben, von welchen sie hoffen, daß die naseweisen Splitterrichter nicht viel dabey zu erinnern haben werden; so pflegen sie nicht selten in ihren Vorreden zu sagen, daß sie glauben, dadurch der Welt ein angenehmes Geschenk zu machen. Ohnfehlbar werden sie diese Worte eben nicht nach den Buchsta-

ben verstehen. Denn ich kann heilig versichern, daß ich noch nie ein Buch in den Buchläden geschenkt bekommen habe; und vermuthlich ist es allen meinen vielgeliebten Lesern eben allso gegangen; sie müsten denn recht nahe Gevattern und gute Freunde von einem Buchhändler gewesen seyn.

Ob ich nun wohl allerdings Willens bin, mir das gegenwärtige Buch gut bezahlen zu lassen; wobey ich jedoch das Sprüchwort nicht ausser Augen setzen werde: Leben, und leben lassen; so kann ich doch in eben dem Verstande, wie jene Gelehrte, sagen, daß ich dadurch der Welt ein angenehmes Geschenk zu machen glaube. Dieses Buch hält so viel merkwürdige,

angenehme und theils geheime Sachen in sich, und zwar von einer Person, welche auf dem Schauplatze der Welt in allen Betracht, eine so prächtige Rolle spielet, daß ein Leser ein Herz wie ein Klotz haben, oder wenigstens so wenig Neubegierde, wie Archimedes, haben müste, wenn er dieses Buch nicht mit Vergnügen lesen wollte.

Wenn es wahr ist, was der Herr Verfasser dieser Briefe p. 19 und 20 sagt, daß die Herausgabe des Brühlischen Lebens der Welt zu so grossen Nutzen gereichen würde; so könnte ich hier viel Rühmens von dem Dienst machen, den ich dadurch der Welt leiste. Aber ich mag nicht lügen. Dieses ist nur ein kleiner Bewegungs-

grund bey der Herausgabe dieser Briefe gewesen. Als ich diesen zwey Correspondenten so unvermuthet auf die Spur kam; so war ich so einfältig nicht, daß ich nicht den Augenblick hätte einsehen sollen, daß ich einen guten Nutzen aus der Publication dieser Briefen ziehen könnte. Und noch einmal: man muß leben und leben lassen.

Die Gelegenheit, wie ich so unvermuthet hinter diese Briefe gekommen bin, ist folgende: Ich bin in einem gewissen Lande Postschreiber, oder wie ich freylich lieber höre, Post-Secretair in einem ansehnlichen Gränz-Postamte. Ein gewisser Minister an einem gewissen Hofe hatte mir hun-

dert

dert Ducaten versprechen lassen, wenn ich auf die Correspondenz eines gewissen Herrn, dessen Wapen er mir überschickte, Achtung geben, und ihm die Copie von seinen Briefen ausantworten würde.

Man kann leicht erachten, daß hundert Ducaten viel reitzendes vor mich hatten. Es kam ein Brief auf der beschriebenen Route, dessen Siegel mit dem überschickten Wapen viel ähnliches hatte. Ich öfnete denselben, auf die, denen klugen Postbedienten bekannte Art. Allein ich hatte mich geirret. Es war nicht die Correspondenz, wobey hundert Ducaten zu verdienen waren; sondern es war der erste Brief von der Samm-

lung, die ich hier der Welt mittheile.

Unterdessen schien mir der Innhalt dieses Briefes so merkwürdig, und die darinnen versprochenen Anmerkungen über die Sächsische Geschichte machten mich so neugierig, daß ich mich die Nacht hinsetzte, den ganzen Brief abschrieb, und beschloß mit allen folgenden Briefen eben allso zu verfahren. Da ich vorher das Siegel mit der, meinen Collegen bekannte Masse von Quecksilber und Silber abgedruckt hatte; so machte ich das Original sehr sauber wieder zu, daß der Herr Correspondent sehr klug gewesen seyn müßte, wenn er etwas daran gemerket hätte; und schickte es

des

des Morgens früh mit einer Post, die von einer andern Route in eben die Gegend gieng, wo der Brief hinbestimmet war, wieder fort. Auf diese Art habe ich mit allen folgenden Briefen verfahren.

Als ich den dritten Brief in Händen hatte; so faßte ich den klugen Entschluß, diese Briefe sofort drucken zu lassen; und daraus einen ansehnlichen Gewinnst zu ziehen. Ich hatte hierzu eine schöne Gelegenheit, weil meiner Mutter Bruder ein ansehnlicher Buchdrucker ist, der vier Pressen hat, und den ich anboth, den Gewinnst mit ihm zu theilen. Der Herr Graf von Brühl wird mir dieses nicht übel nehmen. Er ist gar zu

sehr überzeugt, und hat durch sein eigen Beyspiel genugsam gewiesen, daß ein kluger Mann keine Gelegenheit zu einem ansehnlichen Vortheil ausser Händen gehen lassen muß.

Die beyden Herren Correspondenten können zwar freylich errathen, auf welchem Postamte ihnen dieser Streich geschehen ist. Aber ich hoffe, daß sie so klug seyn, und schweigen werden. Sie sehen, daß ich so bescheiden gewesen bin, alles wegzulassen, wodurch man sie hätte kennen lernen mögen; und es würde ihr Vortheil gar nicht seyn, wenn sie mich verrathen wollten.

Ich sollte zwar freylich so billig seyn, und jedem von diesen zwey

Freunden ein paar gedruckte Exemplare übersenden. Es käme mir auch auf dieses Bagatell gar nicht an. Aber ich wünsche, daß sie auf ihren Dörfern, wo sie stecken, die Herausgabe dieser Briefe so späth als möglich, erfahren mögen. Die Ursache ist, weil ich gern noch ein Bändgen von eben diesen Briefen erhaschen möchte. Den 9ten, 10ten und 11ten Brief habe ich schon in Händen, und ich hoffe, daß ehe diese Ausgabe bis in ihre Einsamkeit dringt, daß ich noch ein 5 Briefe erwischen werde.

Die drey Briefe, die ich schon in Händen habe, enthalten so äusserst curieuse Dinge in sich, daß alles was in denen gegenwärtigen Briefen stehet,

het, gar nichts dargegen ist; und die Materien, die darinnen weiter versprochen werden, geben zu noch ergötzernden Nachrichten vor das Publicum Hofnung.

Jedoch will ich wegen der Ausgabe eines zweyten Theils nichts gewisses versprechen. Es könnte sich der verwünschte Zufall ereignen, daß diese Ausgabe denen Correspondenten brühwarm in die Hände käme, ehe diese Correspondenz zu Ende wäre; und da wäre die ganze Sache verdorben. Denn sie würden gewiß aufhören, oder die letztern Briefe durch eine ganz andere Route schicken.

Es ist auch noch ein Zufall möglich, der mich an Herausgabe des zweyten

Thei=

Theiles hindern könnte. Der Herr Graf von Brühl könnte so kräftige Bitten bey mir anwenden, daß ich den zweyten Theil zurück hielt; ohngeachtet ich ihn complet in Händen hätte. Denn bey klugen Leuthen wäscht immer eine Hand die andere.

Ich wüste eine recht feine und sichere Gelegenheit, wo der Herr Graf von Brühl, oder seine guten Freunde von verschiedenen Arten, deren er in Sachsen und Pohlen recht viel hat, etwas an mich gelangen lassen könnten. Die Aufschrift müste folgendergestalt lauten:

An Herrn Veit Spitznase, erbaren Schneider-Meister in Hamburg, abzuge-

geben im blauen Engel, in der kleinen Schiffer-Strasse, par Breslau, oder Stettin.

Aber es müste kein Wort, ja keine Silbe, an der Addresse verändert werden. Sonst wäre es nichts, lauter nichts; und ich würde nie einen Buchstaben davon in die Hände kriegen. Ich habe einen guten Freund, der gemeiniglich alle seine Briefe mit einem sapienti sat zu beschliessen pfleget, ohngeachtet alle seine Gedanken so klar und deutlich sind, wie ein Silber gleicher Bach, wo man jedes Steinchen auf dem Grunde deutlich sehen kann. Man könnte sie zur Noth, wie die Zeitungen, mit schlafenden Gehirne lesen.

Noch

Noch ein Wort mit denen Herren Buchhändlern und Buchdruckern. Da dieses Tractätgen auf meine Rechnung verkaufet wird; so bitte ich mir ganz dienstlich von Ihnen aus, daß sie mir den gehoften Gewinnst nicht durch einen Nachdruck verderben. Ich weiß daß diese Bitte eben nicht viel Wirkung haben wird; wenn sonst einer oder der andere darzu Lust hat. Aber ich habe eine überaus listige Erfindung gemacht, ihren Nachdruck sofort zu Schanden zu machen. Der Schade würde also lediglich auf ihrer Seite seyn; und das wollte ich Ihnen eigentlich sagen.

Lebe

Lebe wohl, Geliebter Leser, und wenn dich diese Schrift vergnüget; so wirst du mit dem klugen Streiche, den ich gespielet habe, wenigstens nicht ganz und gar unzufrieden seyn. Geschrieben in meinem Comtoir den 24 August 1760.

Erster

Erster Brief.

Sehr werthester und wahrer Freund.

Sie bedauren die schöne Stadt Dresden. Sie sagen, daß ein jeder Canonenschuß, den Sie auf Dero Guthe, obwohl in einer Entfernung von mehr als sechs Meilen, hören können, Ihnen mitleidige Seufzer auspresse. Ich glaube, Sie kennen mein Herz, wahrer Freund! Meine Menschlichkeit wird auf das äusserste gerühret, wenn die elendeste Bauerhütte über dem Kopfe ihres unglücklichen Bewohners verwüstet wird, die ihm allemal eben so schätzbar ist, als der prächtigste Pallast seinem Eigenthümer seyn kann; warum sollte ich nicht mit Ihnen gleiche zärtliche Regungen über den Ruin einer Stadt empfinden, die eine der schönsten Städte von Deutschland ist, und deren Einwohner eben

so wenig ihr trauriges Schicksal verdienet haben, als die Bürger zu Cüstrin, oder die Landleuthe in denen von der Rußischen Grausamkeit auf das äusserste verwüsteten Gegenden der Mark Brandenburg. Nein! geehrtester Freund, das Unglück von Dresden erreget alle traurige Empfindungen in mir, welche ich über das Elend unschuldiger Menschen gefühlet habe, die in diesem Kriege gelitten haben, sie mögen Unterthanen der einen oder der andern Parthey gewesen seyn.

Sollten Sie wohl, schätzbarer Freund, einen Augenblick zweifeln können, daß der weiseste, der gütigste Monarch, der wahre Menschen-Freund, der jetzo Dresden belagert, nicht eben die mitleidigen Regungen empfindet, die Sie oder ich über das Unglück dieser Stadt nur immer fühlen können. Nein, solche Zweifel können meinem vernünftigen Freunde nicht einfallen. Sie haben zu viel Einsicht, als daß Sie das schönste, das edelste, das wahrhaftig menschlich gesinnete Herz, welches der Weltweise von Sans-souçi in seinen unsterblichen Gedichten zeiget, die gewiß nicht geschrieben waren, um in dem jetzigen Kriege der Welt bekannt zu werden, nicht auch

in

in dem Helden und in dem Könige allenthalben wahrnehmen sollten. Allein ohngeachtet alles dessen, was sein Herz Mitleidiges empfindet, kann er weder nach seiner Weisheit, noch nach seinen Pflichten, die er sich selbst und seinen Staaten schuldig ist, auf eine andere Art verfahren. Seine unversöhnlichen und ungerechten Feinde, welche den öffentlich angebothenen Frieden eben so öffentlich ausgeschlagen haben, nöthigen ihn, seine Selbsterhaltung und das Heil seiner Unterthanen bloß in seinem Muthe und in der Geschwindigkeit seiner Krieges-Unternehmungen zu suchen.

Gewiß die Gestalt der Sachen würde jetzo ganz anders seyn, wenn dieser ewig verehrungswürdige Monarch nicht bey verschiedenen Gelegenheiten mehr denen Trieben seiner Menschenliebe, als denen, durch die Beyspiele gerechtfertigten Regeln des Krieges gefolget hätte. Wenn er Prag und Ollmütz in einen eben solchen Steinhaufen hätte verwandeln wollen, als die Russen gegen Cüstrin verfuhren; ich bitte Sie, liebster Freund, würde er wohl genöthiget worden seyn, deren Belagerungen aufzuheben?

Wir würden beyde sehr üble Propheten vorstellen, wenn wir vermuthen wollten, daß der Ruin von Dresden vor dem Oesterreichischen Commendanten einen Bewegungsgrund abgeben werde, Dresden zeitig zu übergeben. Nein, werthester Freund, wenn der Oesterreichische Befehlshaber sonst ein Mann ist, der das Herz am rechten Orte sitzen hat; so wird das Unglück dieser guten Bürger, welches in das Oesterreichische Interesse einen sehr geringen Einfluß hat, ihn sehr wenig rühren, an einer hartnäckigten Vertheidigung etwas ermangeln zu lassen. Ohnfehlbar siehet er ein, wie viel seiner Monarchin daran liegt, Dresden in ihrer Gewalt zu behalten, und daß seine muthige Vertheidigung entweder dem Grafen von Daun Zeit verschaffet, zum Entsatz herbey zu eilen, oder ihm Gelegenheit giebt, in Schlesien grosse Eroberungen zu machen, und mithin Se. Königliche Majestät von Preussen mittelbarer Weise zu nöthigen, die Belagerung von Dresden aufzuheben. Wie wenig aber die Oesterreicher geneigt sind, bey ihren Krieges-Unternehmungen auf die Schonung von Sachsen einige Rücksicht zu nehmen, ohngeachtet der Sächsische Hof ein Bundesgenosse von ihm ist,

von

von dessen unbeweglicher Treue man vielleicht kein Beyspiel in der Geschichte findet, indem er alle Wohlfarth seiner Staaten der Oesterreichischen Allianz aufopfert; das hat man an der Oesterreichischen Einäscherung der Stadt Zittau, und an verschiedenen andern Vorfällen überzeugend einsehen können.

Es ist sogar alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Sächsische oberste Minister, der Graf von Brühl, bey weiten nicht diejenigen mitleidigen Empfindungen über das Unglück von Dresden hat, die wir beyde haben. Wenn er jetzo, da ich dieses schreibe, bereits von der Belagerung Nachricht hat; so wird es ihm zwar an schönen Ausdrücken über das Unglück von Dresden nicht fehlen; denn darinnen ist er, so viel ich ihn kenne, ein grosser Meister. Allein man braucht eben kein grosser Herzenskündiger zu seyn, um einzusehen, daß er eifrig wünschen wird, daß sich der Oesterreichische Befehlshaber auf das tapferste vertheidigen möge; es möge auch darüber das Schicksal von Dresden seyn, welches es wolle.

Ich weiß nicht, ob Sie, schätzbarer Freund, über das Betragen dieses Ministers vor und in

gegenwärtigen Kriege diejenigen Betrachtungen angestellet haben, die eine vernünftige und weise Staatskunst natürlicher Weise an die Hand geben muß. Wenn der Graf von Brühl nicht einsah, daß seine Maaßregeln den äussersten Ruin von Sachsen ganz ohnfehlbar nach sich ziehen würden; so verdiente er kaum Copiste in einem Staats-Cabinet zu seyn. Konnte er wohl einen Augenblick zweifeln, daß Sachsen der Haupt-Schauplatz des gegenwärtigen Krieges seyn, und von Freund und Feinden auf das erbärmlichste zu Grunde gerichtet werden würde? Ein Kind konnte einsehen, daß Sachsen, so bald die geheimen Verbindungen der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden Sr. Königl. Majestät von Preussen bekannt werden würden, am ersten von der Preußischen Macht angegriffen werden würde; und das Beyspiel von 1745 hätte ihm lehren sollen, in wie kurzer Zeit ganz Sachsen in Preußischen Händen seyn würde. Der Krieg aber mochte hernach vor einen Erfolg haben, welchen er wollte; so machte die Wiedereroberung von Sachsen dasselbe allemal zum Hauptschauplatz des Krieges; und dessen äusserster Ruin war unvermeidlich.

Vielleicht wird mein geehrtester Freund hier einwenden, daß der Graf von Brühl diese Befürchtungen allerdings gehabt habe; weil alle, aus dem Dresdner Archiv bekannt gemachten Urkunden genugsam und überzeugend zu Tage legten, daß Sachsen nicht eher auf dem Schauplatz des Krieges wider Preussen treten sollen, bis Se. Königl. Majestät von Preussen schon größtentheils überwunden worden, oder wie sich der Graf von Uhlefeld dieses Ausdrucks bedienet, bis der Ritter aus dem Sattel gehoben sey; und daß mithin der Graf von Brühl zu entschuldigen sey, wenn die Sache durch Entdeckung dieser geheimen Verbindung ganz anders gegangen sey, als er sich vorher vorgestellet gehabt.

Allein eben, liebster Freund, steckt der hauptsächlichste Fehler des Grafen von Brühl darinnen, daß er den Fall, daß der König von Preussen diese geheimen Verbindungen zu frühzeitig entdecken könnte, nicht vorher eingesehen hat. Die Staatsklugheit bestehet eben darinnen, daß man alle mögliche Fälle vorher einsiehet, und sich auf Gegenmittel darwider geschickt macht. Wenn dieses nicht die vornehm-

ste Eigenschaft der Staatskunst wäre, mein GOtt! was sollte sie wohl vor vorzügliches und schwehres in sich haben! Würde nicht alsdenn ein jedes alte Weib, oder ein jeder Jüngling von funfzehn Jahren, den besten Staatsminister abgeben können? Denn sich zu bereichern, und die Einkünfte des Landes zu verschwenden, wahrhaftig! darzu ist keine grosse Weisheit nöthig. Der Graf von Brühl ist aber hierinnen um so weniger zu entschuldigen; da ihm das vernünftige Geheimte-Raths-Collegium zu Dresden, davon gewiß jedes Mitglied zehenmal mehr Einsicht hat, als dieser Minister, über diesem Fall, daß der König von Preussen diese geheimen Verbindungen erfahren, und die darinnen enthaltenen Bedingungen als eine Verletzung des Dresdner Friedens ansehen könnte, in seinen Gutachten zu wiederhohlten mahlen gewarnet hat.

Allein lassen Sie uns einmal setzen, daß diese Verbindungen nicht entdecket worden wären, sondern daß Sachsen nicht eher auf dem Schauplatz erschienen wäre, bis man Se. Kön. Maj. von Preussen größtentheils unterdrücket gehabt hätte; so war in dieser Art der Verbindung eben

so

so wenig Staatsklugheit. Der Herr Graf von Brühl sollte und konnte leicht wissen, daß der König von Preussen nicht der Monarch wäre, der so leicht zu unterdrücken stünde. Hat er doch wohl eher in seinen Briefen gesagt, daß dem Könige von Preussen nichts unmöglich wäre. Allein diese Erkenntniß hat er sich in Ergreifung seiner Maaßregeln sehr schlecht zu Nutzen gemacht. Den Zeitpunct zu treffen, wenn Sachsen auf dem Schauplatz erscheinen, und die Maske abziehen sollte, war eben so gefährlich, als die ganze geheime Verbindung. Betrog man sich in diesem Zeitpuncte, wie z. E. geschehen wäre, wenn man sich kurz vor der Bataille bey Roßbach demasquiret hätte, da es mit Sr. Königl. Majestät von Preussen am gefährlichsten aussah; so war das Unglück von Sachsen eben so gewiß. Wollte der Herr Graf von Brühl aber warten, bis der König von Preussen gänzlich überwunden war; so müste er sehr einfältig seyn, wenn er geglaubt hätte, daß ihm Oesterreich und Rußland von dem, von Sr. Königl. Majestät von Preussen abgenommenen Raube einigen Antheil geben würde, den er mit nichts verdienet hatte. Denn vor die erdichtete Zeitungen, die er wegen der Ukraine

und Curland geschmiedet hatte, pfleget man keine Länder wegzugeben. Solche ohnedem sehr übel ausgesonnene Lügen kann man allenthalben weit wohlfeiler, und um ein Spottgeld haben.

Es ist allemal das Kennzeichen eines kleinen Geistes und einer bösen Sache, und diese beyden Dinge vermischen sich nur gar zu oft miteinander, wenn jemand nicht weiß, worzu er sich entschliessen soll. Denn ein männlicher und gesetzter Geist in einer gerechten Sache kann nicht sehr zweifelhaftig seyn, eben so gerechte Maaßregeln und Entschliessungen zu ergreifen. Die Regeln der Gerechtigkeit sind gleichsam ewig und unveränderlich, und biethen sich einem einsichtigen und gesetzten Geiste von selbst dar.

Ich wünsche, zärtlicher Freund, daß sie einmal das Betragen des Sächsischen Ministers von 1747 an, bis zum Ausbruch des gegenwärtigen unglücklichen Krieges aufmerksam und unpartheyisch untersuchen möchten: sie werden in allen seinen Briefen, Depechen und Instructionen vor die Sächsischen Gesannten nichts als eine unaufhörliche Unentschlos-

schlossenheit finden. Darinnen war er entschlossen genug, daß Sachsen mit zuschlagen sollte; wenn man über Se. Königl. Majestät von Preussen herfallen würde. Allein, auf was Art er sich in die Verbindung zu einem so ungerechten Vorhaben einlassen sollte, ohne Sachsen in allzugrosse Gefahr zu stürzen, darinnen blieb er beständig unentschlossen, wie Ihnen alle, aus dem Sächsischen Archiv von Preußischer Seiten bekannt gemachte Urkunden auf das allerkläreste zeigen werden.

Ich bitte Sie, werthester Freund, lesen Sie doch einmal den Brief dieses Ministers vom 8 Merz 1753 an den Grafen von Flemming nach Wien, der kurz nach einer abermaligen Warnung des vernünftigen Geheimten-Raths-Collegii zu Dresden über diese gefährlichen geheimen Verbindungen geschrieben ist. Mein GOtt! was vor eine kleine und mittleidenswürdige Unentschlossenheit, was vor seltsame und übel zusammenhängende Gedanken und Maasregeln werden sie nicht darinnen finden, welche vortreflich geschickt sind, die Einsicht dieses Ministers kennen zu lernen! Jedoch ich will Ihnen keine Mühe machen. Ich setze

vor-

voraus, daß Sie dieser Brief in Dero angenehmen Garten, Dero gewöhnlichsten Sommer-Auffenthalte findet; und ich will nicht, daß Sie deshalb nach ihrer Bibliothek gehen, und die Staatsschriften des gegenwärtigen Krieges nachschlagen sollen. Ich habe diesen Brief eben vor mir liegen; und ich kann ihn hier leicht abschreiben. Sehen Sie, so lautet derselbe:

„Ich bediene mich der Gelegenheit, da der „Herr Ritter von William, als Courier ab„gehet, um euch, mein Herr, bey dieser sichern „Gelegenheit den Bericht des Geheimten„Raths-Collegii von 3ten dieses zu communi„ciren, welcher das Gutachten dieses Collegii „in Ansehung der weitläuftigern Verbindung, „worzu der Wienerische Hof bey Gelegenheit „des nächstbevorstehenden Beytritts zu dem „Rußischen Tractat einladet, enthält. Diese „Communication soll euch aber zu nichts an„ders dienen, als nur darzu, daß ihr unter„richtet seyd, mit was vor Augen man die „Sache betrachtet, und die Schwierigkeiten „wisset, die man dabey findet. Uebrigens „hält der König den Vorschlag nicht genehm, „daß man sofort in unsrer Beytritts-Acte sich

„ver-

„ verbindlich mache, einander aus allen Kräf-
„ ten beyzustehen. Ihro Königl. Majestät ist
„ zwar nicht abgeneigt, mit der Zeit denen letz-
„ tern Geheimnissen des Wienerischen Hofes
„ wegen einer solchen Verbindung durch beson-
„ dere und vertraute Erklärungen, die sich auf
„ den 4ten geheimten Articel des Petersburgi-
„ schen Tractats beziehen, beyzutreten, ver-
„ möge billiger und vortheilhaftiger Bedingun-
„ gen. Aber auf diesen Fall soll man uns
„ auch einige Vortheile zugestehen. Ihr kön-
„ net also alles, was man euch vorschlagen
„ wird, ad referendum annehmen. Ich glau-
„ be zum voraus, daß dasjenige, was uns in
„ der Declaration vom 3 May 1745 von der
„ Kayserin Königin versprochen worden, künf-
„ tig zur Richtschnur dienen könne.

Was vor ein Gewirre von Gedanken und übel zusammen hängenden Entschliessungen. Vermuthlich hat dieser Minister selbst nicht gewust, worzu er sich entschlossen gehabt, nachdem er diesen Brief unterzeichnet hat. Es würde sich dieses in allen Umständen leicht zeigen lassen, wenn man alle Gedanken dieses Briefes in Absicht auf den Petersburger Allianz-

lianz-Tractat und das Partage-Geschäfte in die Haut des erst noch zu fangenden Löwens von Jahr 1745. zergliedern wollte. Allein die Sache verdienet einer so mühsamen Critik nicht. Man kann die Beschaffenheit dieses Briefes am besten durch eine Parodie der wesentlichsten Gedanken sehen, deren Grund übrigens kein unschickliches Gleichniß bey der Hauptsache abgiebt. Scheinet es Ihnen nicht, werthester Freund, als wenn der Graf von Brühl im Grunde folgendergestallt geschrieben hätte:

„Verständige Leute haben in dem beylie-
„genden Gutachten davor gehalten, daß wir
„unser Haus anzünden werden, wenn wir
„Oel in das Feuer giessen wollen. Ich com-
„municire euch aber dieses Gutachten nur des-
„halb, damit ihr die Schwierigkeiten wisset,
„die man bey dieser Giessung des Oeles ins
„Feuer findet. Wir wollen eben nicht sofort
„und aus allen Kräften Oel in das Feuer
„giessen; wir sind zwar mit der Zeit unter
„vortheilhaftigen Bedingungen nicht ungeneigt
„darzu. Aber man muß uns doch auf diesen
„Fall einige Vortheile zugestehen, die wie ich,
„in voraus sehe, in den paar Holzstämmen

„ be-

„ bestehen können, die man uns unterm 3ten „ May 1745 versprochen hat.

Was meinen Sie, liebster Freund, saget diese Parodie im Grunde nicht eben das, was das Brühlische Schreiben ausdrücket; und sind nicht beyde, wenn man allein den gesunden Verstand in Betracht ziehet, vollkommen von einerley Innhalt? Ist daß nicht vortreflich gegeben, daß der Staats-Unterhändler in Wien die Schwierigkeiten, welche das Dresdenische Geheimte-Raths-Collegium bey denen vorhabenden geheimen und gefährlichen Verbindungen gefunden hat, nur wissen, aber nicht in Betracht ziehen soll?

Es ist moralischer Weise fast unmöglich, daß dieser Minister die Gefahr und das Unglück, welches er Sachsen dadurch zuzuziehen in Begriff war, nicht hätte einsehen sollen. Allein, wenn er es einsah, woran lag es, daß er dasselbe bey seinen Maaßregeln nicht in Betracht zog? Wir dürfen, schätzbarer Freund, über dieser Ursache nicht lange nachsinnen. Sie lieget meines Erachtens nur gar zu deutlich vor Augen; weil ihn nämlich das Unglück, oder der Wohlstand von Sachsen sehr wenig rührte.

Ich habe mir zuweilen ein eignes Geschäfte daraus gemacht, das Betragen dieses ausserordentlichen Günstlinges des Glückes, der so schleunig wie ein Schwamm hervor gewachsen ist, und sich über ganz Sachsen ausgebreitet hat, von Anfange seines Ministerii an zu untersuchen; und ich habe nicht die geringste Spur gefunden, daß er jemals eine wahre Liebe und Vorsorge vor die Wohlfarth von Sachsen gehabt hätte. Seine eigne und seiner Familie Erhebung, eine Habsucht und Ehrgeitz ohne Gränzen, die ihm alle angesehenen Bedienungen an sich zu reissen, und mit ihren Einkünften in seiner Person zu vereinigen, angetrieben hat, eine unersättliche Begierde Güther und Schätze an sich zu bringen, und seine Lüste durch eine mehr als Königliche Verschwendung zu vergnügen; das sind seine Augenmerke und Endzwecke gewesen; und Sachsen ist dabey auf keine andere Art in Betracht gekommen, als der Acker, auf welchen man diese schönen Früchte ernden konnte, den man freylich nicht ganz zu Grunde gehen lassen durfte, wenn diese Ernde fortdauren sollte.

Sie sind, würdiger Freund, mit der Geschichte so bekannt, daß Ihnen gewiß kein

merk-

merkwürdiges Beyspiel der alten, mitlern und neuern Geschichte unbekannt ist. Aber nennen Sie mir, ich bitte Sie, einen einzigen Minister, welcher, mit Verachtung aller vernünftigen Urtheile der Welt, seine Verschwendung und seine Bereicherung so hoch getrieben hätte. Es ist wahr, man findet Beyspiele von Ministern, die eine ausserordentliche Pracht und Verschwendung getrieben haben. Aber sie haben entweder von ihren Familien grosse Güther gehabt, oder wenn sie neu aufgewachsene Schwämme gewesen sind, wie der Cardinal Wolsey; so haben sie doch bey der Verschwendung nicht zugleich unermäßliche Güther und Reichthümer zusammengescharret. Aber vor fünf bis sechs Millionen Güther zusammen zu bringen; denn so hoch haben sich die Brühlischen Güther in Pohlen und Sachsen, mit ihren Meublirungen und Verbesserungen, vor dem jetzigen Kriege gewiß belaufen; alle seine Brüder dergestalt zu bereichern, daß sie die Gräfliche Würde ausführen können; und dennoch bey dem allen eine mehr als Königliche Pracht zu führen; davon ist das Brühlische Beyspiel das einzige in der Geschichte.

Die Königliche Pracht ist hier gar keine Hyperbel, werthester Freund. Ich habe bey meinem Aufenthalte in Dresden in denen Jahren 1744 bis 1747 das Brühlische Haus und dessen Aufwand genugsam kennen gelernet; ich bin fast alle Tage darinnen gewesen. Ich habe nach der Zeit viele Königliche und Churfürstliche Höfe eben so genau kennen gelernet. Aber, ich versichere Sie, daß ich keinen einzigen Hof gefunden habe, wo auf dem Regenten und seine Familie, wenn man die zur Regierung des Landes erforderlichen Bedienten ausnimmt, so viel Bedienten gehalten worden wären, als in dem Brühlischen Hause. Ja! über dieses alles soll dieser, vor seinen Nutzen so aufmerckſame Minister, wie mir jemand versichert hat, der mit einem Brühlischen Geheim-Secretair sehr vertraut gewesen ist, in denen Banken zu Venedig, Amsterdam und Hamburg, noch sehr wichtige Summen haben, damit er wider alle Zufälle des Glückes gesichert seyn möge.

Ohnfehlbar verlanget der Herr Graf von Brühl selbst nicht, daß die Welt glauben soll, er habe alle diese unermäßlichen Reichthümer und die Mittel zu seinen Königlichen Verschwen-

gen, mit Recht und guten Gewissen erworben. Er würde sich auf diesem Fall die vernünftige Welt noch einfältiger, als ein unmündiges Kind vorstellen; denn mit aller seiner Beredsamkeit würde er Mühe haben, ein siebenjähriges Kind zu überreden, daß dieses mit rechten Dingen zugehen könne. Allein, wenn er selbst nicht glauben kann, die Welt über die Mittel zu seinen Reichthümern hinter das Licht zu führen: was vor ein Herz, was vor eine Stirne, liebster Freund, muß dieser Mann nicht haben, welcher auf das Urtheil der vernünftigen Welt nicht den geringsten Betracht macht!

Je erleuchteter unsere Zeiten sind, je mehr verdienet er wegen dieser Verachtung ihrer Urtheile, den Unwillen und den Haß vernünftiger und rechtschaffener Menschen; und es sollte sich billiger Weise jemand aufwerfen, der die vernünftige Welt an ihm rächete, und seinen ganzen Caracter, alle sein Betragen und seine vornehmsten Lebensumstände, denen künftigen Zeiten als ein warnendes Beyspiel vor Augen stellete, daß man nicht ungestraft alle Achtung gegen die Gerechtigkeit liebende Welt ausser Augen setzen, und ihren Urtheilen gleichsam Trotz biethen kann.

Der Verfasser einer solchen Schrift würde sich gewiß um die Welt mehr verdient machen, als wenn er ein paar Folianten über die Chronologie, die Wappenkunst, oder dergleichen wichtige Gegenstände schriebe. Er würde wahrscheinlich das künftige Unglück ganzer Länder erträglicher machen; wenn ihnen die Vorsehung in ihrem Zorne Brühlisch gesinnte Ministers gäbe. Die Furcht, der Nachwelt mit allen ihren verhaßten Schilderungen überliefert zu werden, würde doch ihrer Habsucht und Verschwendung einige Gränzen setzen.

Stellen sie einmal einige Betrachtungen an, schätzbarer Freund, wie viel Hundert Tausend armer Sächsischer Unterthanen, bey denen, schon lange vor dem jetzigen Kriege, auf den höchsten Punct getriebenen Abgaben in Sachsen, sich die Bequemlichkeiten des Lebens, die Früchte ihrer sauren Arbeit, ja! so gar den nothdürftigen Unterhalt haben entziehen müssen, um die unersättliche Bereicherungsbegierde und die ausschweifende Verschwendung dieses Ministers zu vergnügen. Was muß das vor ein Herz seyn, zärtlicher Freund, dem diese Betrachtung bey seinen Schätzen und Verschwen-

dungen nicht einfällt, und noch mehr, das durch diese Betrachtung nicht gerühret wird; sondern das sich wahrscheinlich einbildet, daß so viel Hundert Tausend Menschen vorhanden sind, um elend zu leben, nur damit eine einzige Familie recht in Ueberflusse schwimmen möge!

Wenn es wahr ist, daß die Staaten mit gar geringer Weisheit regieret werden; so ist Sachsen geschickt ein sehr viel geltendes Zeugniß davon abzulegen. Dieses Land ist nunmehr fast seit Zweyhundert Jahren so unglücklich gewesen, daß es Regenten gehabt hat, die eine sehr üble Wahl in ihren Ministern getroffen, und sich dennoch mit einem uneingeschränkten Vertrauen in ihre Arme geworfen haben. Ich habe gestern zu dem Ende sehr ernstliche Betrachtungen über die neuere Sächsische Geschichte angestellet; und ich habe fast keinen einzigen ersten Minister in Sachsen gefunden, der nicht bey sehr mittelmäßigen Eigenschaften bloß seine Bereicherungsbegierde zum vornehmsten Augenmerk seiner Handlungen gehabt hätte; ob ich gleich gestehen muß, daß sie der Herr Graf von Brühl alle übertrifft. Sollte man wohl glauben, daß ein Staat bestehen könne,

der seit Zweyhundert Jahren so übel regieret wird. Wie wahr muß dasjenige nicht seyn, was Montagne sagt, nämlich daß das Band der Republiken ungemein stark seyn müsse; weil es weder durch Tyranney und üble Gesetze, noch durch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit der Regierenden so leicht zerrissen werde!

Ich werde Sie, mein Freund, in meinem nächsten Briefe mit diesen Betrachtungen aus der Sächsischen Geschichte beschenken. Denn vor diesesmal ist mein Brief lang genug, um sowohl den Schreiber, als den Leser zu ermüden. Machen Sie sich aber immer gefaßt, binnen vier Wochen erschrecklich lange Briefe von mir zu erhalten. Ich befinde mich jetzo hier in einer grossen Einsamkeit. In zwey Stunden in der Runde befindet sich jetzo in dieser Gegend fast niemand, mit dem ich Umgang haben könnte; und sogar der Pfarrherr allhier ist während meiner Anheroreise gestorben. Wenn ich also des Morgens meinen Brunnen getrunken, und die Felder, die Wiesen und das Gehölze durchstrichen habe; so weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Alle meine Bücher allhier habe ich schon zwey= und dreymal durchgelesen. Was

ist

ist also zu thun, liebster Freund? Nichts als zu schreiben; und wenn Sie mir nicht in Ihren Nächsten einen Einhalts-Befehl schicken; so sollen Sie wahrhaftig! genug zu lesen bekommen, und sich über meine kurzen Briefe, wie Sie wohl ehedem gethan haben, nicht zu beschwehren haben.

Den Augenblick, da ich schliessen will, erhalte ich Dero geehrtes vom 21sten dieses, worinnen Sie mir melden, daß die Belagerung von Dresden noch immer fortdauret, daß der Oesterreichische Commendant sich auf das alleräusserste zu wehren entschlossen sey, und bey der Annäherung der Preußischen Armee die noch übrigen Vorstädte, und sogar das Waisenhaus abgebrannt habe; und daß dieses alles zuverläßig sey, weil einer Dero Anverwandten aus der Gegend von Dresden zu Ihnen gekommen sey.

In der That, werthester Freund, hätte ich nicht geglaubt, daß Sie mir noch vor dem Schluß dieses Briefes Nachrichten an die Hand geben würden, welche meine Eingangs gemachten Betrachtungen über die Gesinnungen der Oesterreicher so wohl bestärken. Erinnern

 Sie

Sie sich noch wohl, mein Liebster, was ich Ihnen vor zwey Jahren schrieb, als die Oesterreicher über das Verfahren des Preußischen Commendanten in Dresden, ein so grosses Geschrey in der Welt erhuben, da er einen Theil der Vorstädte vor Dresden bey Annäherung der Oesterreichischen Armee abgebrannt hatte? Wo ich nicht irre; so schrieb ich, daß die Oesterreicher, ohngeachtet sie die vollkommensten Freunde von Sachsen seyn wollten, gewiß nicht anders verfahren haben würden, wenn sie Dresden wider eine Preußische Armee hätten vertheidigen sollen. Sie sehen wie richtig meine Gedanken gewesen sind; ohngeachtet ich damals eben nicht glaubte, daß sich die Gelegenheit wirklich ereignen dürfte, die ihre Richtigkeit so sehr beweisen würde. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung, die eine wahre Freundschaft nothwendig begleiten muß,

Dero

F : : : t.
den 23 Julii
1760.

treuergebenster Diener.

Zwey=

Zweyter Brief.

Allerliebster Freund.

Um Ew. ꝛc. das Lesen und mir das Schreiben der langen Briefe zu erspahren, womit ich Ihnen in meinem Letztern gedrohet habe; so sehen Sie hier einen Vorschlag zur Güte. Wie wäre es, wenn Sie Dero zärtlichen und treuen Freund auf vier Wochen zu dem glücklichen Menschen machten, daß Sie ihm hier in seiner Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Mich deucht die Sache verdienet eine Ueberlegung. Die Operationen der Armeen können sich in Ihre Gegend ziehen; und wenn man nicht zu Hause ist; so erspahret man sich viel Kummer, Verdruß und Schrecken. Machen Sie, schätzbarer Freund, keine Einwendung über die Weite des Weges. Sechzehen Meilen verdienen diese Benennung nicht. Das ist eine Reise von zwey Tagen. Ich will Ihnen meine Pferde auf die Hälfte des Weges bis nach L * * entgegen schicken, die Sie in einem Tage hierher schaffen sollen. Ueberlegen Sie die Sache, mein Allerwerthester, als ein Vorhaben, wor-

zu Sie Lust und Neigung haben; so werden sich Mittel wider alle Hindernisse und Schwierigkeiten zeigen. Bringen Sie Dero Vetter und wen Sie wollen mit; Sie werden mir dadurch ein desto grösseres Vergnügen machen.

Nach meinem Versprechen will ich Dieselben in dem gegenwärtigen Briefe mit Betrachtungen über die neuere Sächsische Geschichte unterhalten, um zu zeigen, wie schlecht die Regierung dieses unglücklichen Landes seit langer Zeit beschaffen gewesen ist. Allein die grosse Hofnung, die ich gefasset habe, meinen zärtlichen Freund bey mir zu sehen, wird schon über diesen Brief ihre Wirkung haben. Ich werde diese Betrachtungen weit mehr abkürzen, als ich bey Abfassung meines letztern Schreibens willens war.

Wenn man die beyden ersten Churfürsten der Albertinischen Linie Moritz und August ausnimmt; so finde ich in der ganzen Reihe der nachfolgenden Sächsischen Churfürsten nichts als sehr mittelmäßige Regenten, die ihren übelgewählten Ministern blindlings gefolget, und das wahre Wohl ihrer Unterthanen sehr wenig zu Herzen genommen haben. Moritz, welcher

die Chur auf sein Haus brachte, bewerkstelligte dieses durch die feinesten Züge der Politik, aber mit sehr weniger Gerechtigkeit gegen die Ernestinische Linie, und mit einer geringen Vorsorge gegen die Protestantische Religion, welcher er zugethan war. Indem er sich an Carl den fünften hieng, welcher die Protestantische Religion auszurotten suchte, ohngeachtet Moritz dadurch alle Bande der Religion und der Anverwanntschaft ausser Augen setzte, und so viel an ihm war, an dem Untergange seiner Religion arbeitete; so erhaschte er dadurch die Churwürde vor sein Haus, welche Carl der fünfte der Ernestinischen Linie mit einer angemaßten despotischen Gewalt, wider die Grundverfassung des teutschen Reiches und wider alle Regeln der Gerechtigkeit, entriß. Es ist wahr, sein nachheriges Betragen ersetzte den Nachtheil wieder, welchen er der Religion zugefüget hatte; indem er zu gelegener Zeit die Waffen ergriff, und dem Kayser den Religions-Frieden abzwang. Allein die Ungerechtigkeit seiner Staatskunst zeigte sich dadurch in desto grössern Lichte. Wenn es ein Verbrechen war, wider den Kayser die Waffen zu ergreifen, welches die Einziehung der Reichslehen verdiente; wenn

er

er aus diesem Grunde den spolirten Churhut der Ernestinischen Linie auf seinem Haupte sah; mit was vor Recht und Gewissen konnte er denselben tragen, da er sich hernach eben dieses Verbrechens schuldig machte; nur mit dem Unterschiede, daß solches von denen Zeitumständen und dem Zufalle mehr begünstiget wurde?

Sein Bruder und Nachfolger August ist unstreitig der beste und würdigste Regent unter allen Sächsischen Churfürsten der Albertinischen Linie gewesen. Er war ein wahrer Vater seiner Unterthanen, der vor ihr bestes eifrig sorgte, ein grosser und weiser Gesetzgeber, ein Fürst, der selbst regierte, der seine Minister sehr vorsichtig wählte, und sie alle übersah; und überdieß ein grosser und weiser Haushälter, der ohne Geitz und ohne die geringste Bedrückung seiner Unterthanen, alle versetzte und veräusserte Domainen wieder einlösete und seine Revenüen um die Hälfte vermehrte. Wenn Sachsen nichts als solche Regenten gehabt hätte, werthester Freund, wie groß würde ietzo dieses Haus, und wie glücklich das Land seyn!

Allein alle nachfolgende Churfürsten, die zwey Christiane und die vier Johann Georgen, sind sehr mittelmäßige und zum Theil sehr schwache Regenten gewesen. Fürsten von geringer Einsicht, die ihre Staatsbedienten übel wähleten, die von der Cabale und Intrigue ihrer Höfe, wie ein Rohr hin und her beweget wurden, die ihren Lieblingen und Ministern blindlings folgten, und sorglos zusahen, wie sie sich von dem Mark des Landes bereicherten; Prinzen die nichtsweniger als eine Väterliche Vorsorge vor ihre Unterthanen hatten, die sich der Regierung sehr wenig ernstlich annahmen, sondern, welche der Ueppigkeit, der Verschwendung und zum Theil dem Trunk unmäßig ergeben waren. So waren diese Churfürsten beschaffen, wie ich meinen Freund deßfalls auf unverwerfliche und zum Theil mit Königlicher Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freiheit gedruckte Geschichtschreiber verweisen könnte, wenn er den geringsten Zweifel hierüber bezeugte. Ich will über den ganzen Zeitraum dieser schwachen Regenten nur einige wenige Anmerkungen machen.

In der ganzen Geschichte des dreißigjährigen Krieges findet man allenthalben Zeugnisse

von

von der grossen Schwäche des Sächsischen Hofes. Dieser Churfürst war fast der einzige in Deutschland, vor welchen der Kayser Ferdinand II. einigen Scheu tragen muste, um seine despotischen Absichten nicht zu äussern; und wenn ein weiser und gesetzter Fürst den Sächsischen Thron bekleidet hätte, der sich gerüstet hielt, und dem Kayser merken ließ, daß er die deutsche Freiheit nicht kränken lassen würde; so würde wahrscheinlich der ganze dreyßigjährige Krieg nachgeblieben seyn. Die Böhmischen Unruhen würden sich in einigen Jahren geendiget haben, ohne ganz Deutschland mit in dieselben zu verwickeln. Allein statt dessen liessen sich die Sächsischen Minister durch das Spanische Geld von Oesterreich gewinnen, die sich der Eifersucht gegen Pfalz, welches sich vermöge seines Ranges des Directorii unter denen Evangelischen annam, und des unvernünftigen Hasses gegen die Reformirten als Triebfedern bedienten, ihren Herrn wider Pfalz einzunehmen, und denselben dahin zu bringen, daß er nicht allein alle despotische und tyrannische Demarschen des Kayserlichen Hofes wider den unglücklichen Churfürsten von der Pfalz öffentlich billigte; sondern auch den Kayser selbst

kräf=

kräftigen Beystand leistete, und ihn in allen seinen despotischen und der Protestantischen Religion auf das äusserste zum Nachtheil gereichenden Unternehmungen mit aller Macht un-unterstützte.

Als Ferdinand II. diesen schwachen und bestochenen Hof nicht mehr nöthig zu haben glaubte; so führete er sich so übermüthig gegen ihn auf, und belagerte sogar Leipzig, um ihn dasjenige zu vergelten, was er durch sein unweises Betragen zu Unterdrückung von Deutschland beygetragen hatte. Hier sah sich endlich der Sächsische Hof genöthiget, sich dem Könige von Schweden in die Arme zu werfen, dessen Allianz derselbe vorher wider alle Grundsätze der Staatsklugheit, und wider den Nachtheil der Protestantischen Sache, öffentlich verworfen hatte. Hier gab er abermals einen Beweiß seiner Schwachheit; indem er dem Könige von Schweden versprechen muste, nebst einer ansehnlichen Summe Geldes seinen Churprinzen zu Geiseln zu geben, Wittenberg einzuräumen, und seine übelgesinnten Ministers zu bestrafen; wiewohl der König von Schweden aus Großmuth die meisten dieser harten Bedingun-

gungen nachließ. Allein kaum war Sachsen durch den grossen Sieg bey Leipzig von seiner Furcht gegen die Kayserlichen befreyet, als die Einfältigen und bestochenen Sächsischen Ministers ihren Herrn abhielten, diesen Sieg durch den mit dem König von Schweden verabredeten Einfall in die Kayserlichen Erblande zu verfolgen, wodurch sie dem Kayser zur Erholung Zeit verschaffeten; und endlich trat der Sächsische Hof öffentlich wider auf Kayserliche Seite.

Wenn die Evangelischen Churfürsten des Hauses Sachsen die Gabe der Prophezeihung gehabt, und vorher hätten sehen können, daß ihre Nachkommen wieder Catholisch werden würden; so hätten sie ihre Aufführung vor die Sache der Protestantischen Religion nicht nachtheiliger einrichten können, als sie fast zu allen Zeiten gethan haben. Nichts konnte vor die Evangelische Religion nachtheiliger seyn, als der Prager Friede, den sich Sachsen anmaaßte, vor die ganze Protestantische Sache mit dem Kayser zuschliessen. Dieser Friede schien der Protestantischen Religion nur eine Dauer von 40 Jahren zu versichern, gerade, als wenn man

schon

schon damals beschlossen gehabt hätte, daß das Sächsische Haus nicht viel länger Evangelisch bleiben sollte; und als der Westphälische Friede eine gründliche und ewige Sicherheit der Protestantischen Religion festsetzte; so ließ sich der schwache Sächsische Hof einfallen, öffentlich darwider zu protestiren; ein Unternehmen, das sowohl schlechte Gesinnungen vor die Sache der Protestanten, als eine sehr abgeschmackte Staatsklugheit verrieth.

So schlecht sich die Sächsischen Ministers in der Sache der Protestantischen Religion bezeuget haben; eben so schwach haben sie sich zu allen Zeiten in der Jülichschen Erbschafts-Sache, und allen andern Anforderungen des Sächsischen Hauses aufgeführet. Allein werthester Freund, so ist allemal der Gang der Angelegenheiten, wenn die Minister nichts als ihren Eigennutz und ihre Bereicherung zum Augenmerk haben; und das wird in einem jeden Staate geschehen, wo die Regenten schwach sind. Ueberdenken Sie einmal alle Familien in Sachsen, die grosses Vermögen haben; und untersuchen Sie die Genealogie dieser Familien. Sie werden allemal finden,

daß dieses Vermögen durch einen Minister, oder Favoritten an die Familie gekommen ist.

Bey einem solchen Zustande hat es schwehrlich fehlen können, daß nicht das Sächsische Finanz-Wesen seit August des ersten Tode, das ist seit fast zweyhundert Jahren, allemal in einer erschrecklichen Unordnung gewesen ist. Dieses gieng Stufenweise so weit, daß endlich die Sächsische Steuer-Casse um das Jahr 1660 einen förmlichen Banquercut machte. Ist es nicht Jammer schade, liebster Freund, daß man nicht den heutigen Verfall der Sächsischen Steuer-Casse um ein 16 Jahr verspätet hat; so hätte man zugleich durch dieses abermalige Falliment das Jubiläum des vorhergehenden feyren können.

Jedoch nicht allein die Minister haben die Kräfte des übelbeherrschten Sachsens zu allen Zeiten an sich gesogen; die Maitressen sind eine andere Art von Bluthsaugen gewesen, die von dem Bluthe des Landes eben so dick geworden sind. Die Geschichte wird der Sclavischen Ergebenheit Johann George des vierten gegen seine Maitresse nicht vergessen, die so weit gieng, daß man glaubte, man müste zur Zauberey seine

ne Zuflucht nehmen, um deren Möglichkeit begreiflich zu machen. Zu eben der Zeit schröpfte der Minister von Hoymb dem Lande das überflüßige Geblüth ab, davon seine Nachkommen noch jetzt den Gräflichen Stand unterhalten. Dieser Minister war vor die guten Haushaltungs-Regeln, welche erfordern, über Einnahme und Ausgabe richtige Rechnungen zu halten, so sehr eingenommen, daß er auch über seine Erpressungen und Geschenke, die er in seinem Ministerio einerndete, ein eigenes Einnahme-Buch hielt, unter dem sonderbaren Titul: Verzeichniß dererjenigen, so mir haben ducken müssen. Allein die Ausübung dieser Haushaltungs-Regel gereichte ihm zum grossen Nachtheil, als ihn der Nachfolger Johann George des vierten, der nachherige König Friedrich August, zur Rechenschaft zog. Nein! liebster Freund, heute zu Tage sind die Minister nicht so einfältig, über diese Art von Einkünften Buch und Rechnung zu halten.

Man konnte billiger Weise erwarten, daß der verstorbene König Friedrich August, da er den Minister und die Maitresse seines verstorbenen Bruders so hart verfolgte, sich vor eben

diesen Fehlern äusserst hüten würde; denn, wenn er nicht den festen Vorsatz hierzu hatte; so war in seinem Verfahren wenig edles und großmüthiges. Allein die Geschichte dieses Königes schwebet Ihnen, liebster Freund, noch in allzu frischen Gedächtniß, als daß Ihnen unbekannt seyn könnte, daß niemand mehr Ergebenheit gegen seine Maitressen gehabt, und niemand seinen Ministern ihre unersättliche Bereicherungsbegierde mehr nachgesehen hat, als eben dieser König. Die Gräfin von Cosel beherrschte ihn unumschränkt; und da der Graf von Flemming an die Herrschaft über seinen Herrn eben so starken Anspruch machte; so lagen sie natürlicher Weise unaufhörlich wider einander zu Felde. Dieser Prinz war also unaufhörlich mit dem seltsamen Geschäfte beladen, seine Maitresse und seinen Minister mit einander auszusöhnen, und zu vergleichen, an statt daß er sie beyde hätte im Zaum halten sollen. Man weiß die unermäßlichen Summen, welche die vielen Maitressen dieses Königes gekostet haben. Die Bereicherungen der Ministers sind eben so bekannt. Flemming hinterließ allein 12 Tonnen Goldes baar Geld, ohne die grossen Güther. Vitzthum, Wackerbarth, Watzdorff und so

viele

viele andere Minister, haben fast eben so viel Reichthümer aufgehäufet. Nach der allermässigsten Berechnung haben die Maitressen und die Ministers dem guten Sachsen unter dieser Regierung wenigstens 20 Millionen gekostet. Setzen Sie 23 Millionen hinzu, welche der König von Schweden unter dieser Regierung aus Sachsen gezogen hat; und gewiß noch zweymal so viel, welche der 18 jährige unglückliche Krieg mit Schweden gekostet hat. Rechnen Sie alles dieses zu der erstaunlichen Pracht und Verschwendung dieses Königes! Wahrhaftig! es ist unbegreiflich, wie ein so kleines Land als Sachsen, alles dieses hat ausstehen können.

Könige sind freylich Menschen, liebster Freund; und man kann billiger Weise nicht verlangen, daß sie sich über die Menschheit erheben, und die Natur der Engel an sich haben sollen. Ich verdamme dannenhero keinen Regenten, daß er Maitressen hat, und sich die Vergnügungen des Lebens verschaffet. Allein alsdenn verdamme ich ihn, wenn er so schwach ist, seinen Maitressen und Günstlingen Gewalt über sich einzuräumen, und die Wohlfarth und das Schicksal seiner Unterthanen von ihnen

 ab=

abhängen zu lassen. Ich weiß nicht, liebster Freund, ob Ihnen ein Zug aus dem Caracter des Regenten Herzogs von Orleans bekannt ist. Dieser, als sich seine Maitresse in die Staatsgeschäfte und Gnadenbezeugungen einmischen wollte, führte sie vor den Spiegel und sagte: Siehe! dieser liebreizende Kopf ist ganz vor die Liebe gebildet, aber wahrhaftig! nicht vor die Staatsgeschäfte.

Die Sächsischen Schriftsteller fiengen einstmals an, diesen König, der durch nichts als sein Unglück, seine Niederlagen, durch seine Schwäche und Regierungsfehler, und wenn es hoch kömmt, durch seine Pracht in der Geschichte bekannt seyn wird, den Beynahmen eines Grossen beyzulegen. Aber sie sind von dieser Ausschweifung bald wieder zu sich selbst gekommen. Wenn er wirklich siegreich gewesen wäre; wenn ihm der König von Schweden nicht zu einem, in der Geschichte höchst seltenen und ausserordentlichen Beyspiele eines gebeugten Monarchen gemacht hätte; so würde er den Beynahmen eines Grossen, wegen seiner ausserordentlichen Schwachheiten gegen seine Maitressen und Ministers nicht erhalten können. Vielleicht erinnern Sie sich hier, werthester Freund, der grossen Familiari-

tät des Grafen von Flemming mit diesem Könige, davon der Herr von Loen ein artiges Beyspiel erzählet. Bruder! sagte dieser Minister zu seinem Könige und Herrn in Gegenwart einer Menge von Leuthen, ich kündige dir alle Freundschaft auf, wo du nicht bleibest.

Die guten Sachsen empfanden auch gar wohl die Grösse der vorhergehenden Regierung, durch die Grösse der Abgaben, die sie tragen musten; ob es gleich gewiß ist, daß die Abgaben damals kaum halb so hoch waren, als sie unter dem Ministerio des Herrn Grafen von Brühl schon lange vor dem jetzigen Kriege gestiegen sind. Zu Ende der vorhergehenden Regierung, war die Erwartung auf die jetzige Regierung, und die Hofnung besserer Zeiten, die das Land unter Sr. jetzt regierenden Königl. Majestät haben würde, überaus groß. Daß die Hofnung auf den damaligen Churprinzen überaus prächtig war, zeiget unter andern die lustige Geschichte mit dem sogenannten Prinz Liesgen, die Ihnen, mein Freund, unmöglich unbekannt seyn kann; denn ich glaube, daß vor etliche dreyßig Jahren in der Runde von zwölf Meilen um Dresden, kein Mensch gelebet hat, dem sie verborgen geblieben ist. Also müssen

sen Sie solche wenigstens in Ihrer Jugend haben erzählen hören; und wo mir recht ist, so ist Prinz Liesgen erst vor zwölf Jahren in dem Zuchthause zu Waldheim gestorben.

Es verdienet eine besondere Betrachtung, werthester Freund, daß gleich wie die einzeln Menschen fast niemals mit ihren Schicksaale zufrieden sind, also auch die Völker in Ganzen selten, oder niemals sich über die gegenwärtige Regierung vollkommen vergnügt bezeugen. Das ist in der That die Ursache, warum die Völker fast allemal eine überaus grosse Erwartung und Vorstellung von dem künftigen Regierungs-Nachfolger haben, und warum man allemal so viele bon mots und kleine Historietten von dem Nachfolger höret, welche die Vorstellung, die man von seiner Weisheit hat, bestärken sollen. Es ist wahr, die Völker haben sich unter zehen Fällen gewiß allemal neunmal betrogen. Aber das hintert nicht, daß nicht die dummen Nationen bis an das Ende der Zeiten allemal diese Erwartung von dem Nachfolger haben werden.

Jedoch ich scheine zu vergessen, daß der ietzige Brief nicht so lang seyn soll, als der vorhergehende. Um also die Betrachtungen über die

Säch-

Sächsische Geschichte zu ergänzen; so will ich nur noch erinnern, daß der Herr Graf von Brühl schon einen Vorgänger, oder in gewissen Betracht einen Collegen in Ministerio gehabt hat, welcher die Kunst sich zu bereichern gleichfalls vortreflich verstand. Sie wissen schon, werthester Freund, wen ich meine, nämlich den Herrn Grafen, nunmehrigen Fürsten von Sulkowsky, der bey dem Regierungs-Antritte Sr. ietzigen Königl. Majestät von Pohlen Cammerjuncker und Hauptmann war, binnen einen halben Jahre Minister und General wurde, und die Geschicklichkeit besaß, binnen 4 Jahren ein paar Millionen zu erwerben. Doch das braucht kaum einer Erwehnung. Ich schliesse also mit der Versicherung meiner ewigen Zärtlichkeit, die ich bald durch eine lebhaftige Umarmung natürlicher auszudrucken hoffe, als durch diesen schwachen Federzug; und bin ich in sehnlicher Erwartung Dero Antwort wahrhaftig

Dero

F . . t,
den 25 Julii
1760.

treuer Freund und Diener.

Dritter Brief.

Allerwerthester und wahrer Freund.

Wie sehr haben Sie meine freudige Hofnung durch Dero geehrtes vom 28sten dieses vernichtet. Voller Begierde und in der gewissen Zuversicht, Dero Einwilligung in meine zärtliche Bitte, Dieselben hier zu umarmen, darinnen zu lesen, entsiegelte ich die mir allemal schätzbaren Züge Dero werthen Hand. Allein nach der Maasse, wie ich Dero Vorbereitungs-Gründe zu einer abschläglichen Antwort las; so zog sich eine düstre Wolke in der Heiterkeit meiner Seele auf, die sich endlich in eine finstre Nacht der Traurigkeit verwandelte, nachdem ich Dero ernstliche Entschlüssung las, daß es unmöglich sey, mir vor diesesmal meine Bitte zu gewähren.

Einen Theil Dero Gründe, liebster Freund, habe ich voraus gesehen; allein ich muß Ihnen frey gestehen, daß ich sie nicht vor erheblich gehalten habe. Von dieser Art sind die Einwendungen, wegen der Ernde. Ohngeachtet sie ein bes-

besserer Oeconom sind, als ich, und Dero Guth selbst administriren; so wuste ich doch, daß Sie allezeit so gute und treue Leuthe haben, und eine so vortrefliche Ordnung unterhalten, daß Sie durch eine Abwesenheit mitten in der Ernde keinen grossen Nachtheil zu besorgen haben. Ich glaubte übrigens, daß es in diesen unglücklichen Zeiten, wo alle Landleuthe so viel Schaden leiden, auf einen kleinen Verlust nicht ankommen würde.

Aber, das ist sonderbar, daß Sie sich des Grundes, auf den ich die Hofnung Dero Einwilligung am meisten gründete, nämlich, daß sich die Operationen der Armeen in Dero Gegend ziehen könnten, hauptsächlich zum Bewegungs-Grunde Ihrer abschläglichen Antwort bedienen. Sie sagen, daß eben diese Befürchtung eine grosse Eil erfordere, die Früchte in die Scheuren zu bringen, und daß keinem Landmann zu rathen sey, sich in solchen Fällen von seinem Guthe zu entfernen; weil eine allgemeine Erfahrung gelehret habe, daß diejenigen Güther von Freund und Feind allemal zehenmal härter mitgenommen worden wären, deren Eigenthümer nicht anwesend ge-

we-

wesen wären. Ich begreife die Richtigkeit dieses Grundes, ohngeachtet mir vorher nichts davon beygefallen ist. Allein zu gleicher Zeit bekenne ich, daß Sie, liebster Freund, ein unnachahmliches Beyspiel vor mich sind. Ich wollte lieber mein halbes Vermögen verliehren, als mich allen demjenigen aussetzen, was mir von denen Husaren, Croaten, Panduren, Ulanen, Tolpatschen, Kosacken, Kallmucken, und wie die unseeligen Nahmen alle heissen, die wir ietzo zum Unglück von Deutschland mit allen möglichen Nachdruck kennen lernen, wiederfahren könnte.

Also muß ich freylich die Hofnung auf die reizenden Stunden aufgeben, die ich mir in der Gesellschaft meines theuren Freundes versprach. Allso verdammen Sie mich in aller Form Rechtens, daß ich meine müßigen Stunden durch lange Briefe verkürzen soll; und Sie versichern, daß keine Zeile ungelesen bleiben soll, sondern daß Sie vielmehr jeden Brief zweymal lesen wollen; wenn dieses zu meiner Ermunterung gereichen kann.

Aber, das ist doch spaßhaft, daß Sie mir vorschlagen, das Leben des Herrn Grafen von

Brühl

Brühl zu meinem Zeitvertreibe, zum Nutzen der Welt, und zur billigen Rache so vieler unglücklich gemachter Menschen, in meiner ietzigen Einsamkeit zu verfertigen, und es der Welt mitzutheilen. Was? Sie wollen mich zum Schriftsteller machen! Würden Sie mir nicht in ihren Herzen zurufen: was macht Saul unter denen Propheten? Nein, wahrhaftig! wenn auch meine Finger den grossen und unmittelbaren Beruf zum Bücher-schreiben empfänden; so würde ich mich doch mit einer so kützlichen Sache nicht abgeben. Sie wissen, ich habe noch Mittbelehnschaften in Sachsen; und der Teufel könnte sein Spiel haben, daß ich als der Verfasser entdecket würde. Würde mir wohl die Welt den Schaden vergüten, den mir mein patriotischer Eifer zu ihrem Besten dereinst zuzöge. Der Herr Graf von Brühl siehet mir aber gar nicht so großmüthig aus, daß er den Cardinal Mazarin nachahmen sollte, der einen Gelehrten, welcher viele bittere Wahrheiten wider ihn hatte drucken lassen, zu sich rufen ließ, dem armen Schelm, der vor Angst halb tod war, auf das liebreicheste anredete, sich bey ihm entschuldigte, daß er zeither seine Verdienste und Gelehrsamkeit nicht belohnet

net hätte, weil er immer von einer Menge ungestümer Menschen belagert wäre, die ihm gleichsam alle Gnadenbezeugungen mit Gewalt aus der Hand rissen, und demselben vor Freuden und Erkenntlichkeit fast halb unsinnig machte, als er ihn sofort ein einträgliches Canonicat gab.

Nein wahrhaftig! es steigt keine halbe Gedanke bey mir auf, welche dem Herrn Grafen von Brühl eine solche Großmuth zutrauete. Vielmehr muß man ihm den Caracter des Cardinals Richelieu und anderer despotisch gesinnten Minister zutrauen, die es als ein erschreckliches Verbrechen ansehen, wenn jemand die Verwegenheit hat, die Tyranney, welche sie über ihre vernünftigen Nebengeschöpfe ausüben, mit lebendigen Farben abzuschildern. Denn wahrhaftig! liebster Freund, auch mit aller Freundlichkeit kann man erschreckliche Tyranneyen über seine Nebenmenschen ausüben; wenn man ihnen durch seine Verschwendungen und Bereicherungen das Brod vor dem Munde wegnimmt, und sie elend und unglücklich macht. Der Herr Graf von Brühl hat auch schon genugsam gezeiget, wie hart er gegen die Satyrenschreiber zu verfahren geneigt ist.

Erinnern Sie sich noch, werthester Freund, des vortreflichen Kopfes, mit dem wir vor ohngefehr 24 Jahren in Leipzig studirten, und dessen grosses Genie und Gelehrsamkeit wir einigemal so sehr bewundert haben, von dem man uns aber im Jahr 1740 nach Holland schrieb, daß er aus Leipzig hätte flüchten müssen, weil er eine Satyre wider den Herrn Grafen von Brühl geschrieben hätte; und daß der arme Buchdrucker in Leipzig die Zeche auf eine ziemlich grausame Art hätte bezahlen müssen.

Wo muß dieser vortrefliche Geist ietzo seyn? Damals hieß es, daß er nach Genev gegangen wäre. Ohnfehlbar ist er gestorben. Denn was würde er nicht ietzo vor einen grossen Gegenstand vor seine Satyrische Feder an den Brühlischen Leben haben. Fand er damals Stof vor seine Satyre an den Herrn Grafen von Brühl; so ist gewiß seit der Zeit das Brühlische Sünden-Register Tausendmal grösser geworden. Das wäre der Mann, den man auffordern könnte das Leben Sr. Erlauchten und grossen Excellenz zu beschreiben. Ich wollte ihm mit willigen Herzen alle Anecdoten beytragen, die mir von ihm bekannt wären.

Aber

Aber der Vorschlag läßt sich eher hören, daß ich Sie, liebster Freund, weil ich doch einmal lange Briefe schreiben will, mit allen unterhalten soll, was mir von diesem Minister bekannt ist. Sie sagen, daß, da Sie beständig in ihrer Einsamkeit auf dem Lande gelebet hätten, Sie diesen Minister nicht einmal von Person kenneten, und alles, was Sie ausser denen öffentlichen Begebenheiten von ihm gehöret hätten, nur von solchen Leuthen herrühre, die wahrscheinlich sehr schlecht unterrichtet gewesen wären. Wohlan! werthester Freund, ich will Sie hierinnen vergnügen. Aber ich fordere bey denen geheiligten Banden unserer Freundschaft, daß diese Briefe kein Mensch in der Welt, und sogar Dero Frau Gemahlinn nicht, zu Lesen bekommt. Zum Glück ist sie ohnedem nicht sehr neugierig. Verbrennen Sie entweder diese Briefe, sobald Sie solche gelesen haben, oder binden Sie solche in ein Paquet mit denen Briefen der Liebenswürdigen und ehedem so zärtlich geliebten S*** zusammen. Denn da ich versichert bin, daß Sie diese Briefe allezeit vor Dero Frau Gemahlin verbergen werden; so werden auch die meinigen daran eine gute Brustwehr der Geheimhaltung haben.

Hein-

Heinrich Graf von Brühl, Königl. Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer öffentlich declarirter Premier-Minister, der zugleich fast alle übrigen ansehnlichen Bedienungen von Sachsen bekleidet, und in Pohlen und Sachsen eine grosse Menge Baronien, Herrschaften und Güther besitzet, ist der jüngste Sohn des Herzoglich-Weissenfelsischen Geheimten-Raths von Brühl; und er hat durch sein ausserordentliches und fast kein Beyspiel in der Welt findendes Glück seine drey ältern Brüder zur Gräflichen Würde und zu denen ansehnlichsten Vermögen und Ehrenstellen befördert, davon der eine Geheimte-Rath war, und zu Martinskirchen wohnte, der andere Ober-Stallmeister und der dritte General und Commenthur des teutschen Ordens war, die aber bis auf den Geheimten-Rath bereits verstorben sind, wiewohl ich auch nicht gewiß behaupten kann, daß dieser noch lebet.

Es ist an dem Adel der Brühlischen Familie nichts auszusetzen; obgleich übel unterrichtete Leute öfters dem Herrn Premier-Ministro nicht selten, und zumal in auswärtigen Ländern, eine viel geringere Geburth beymessen. Jedoch wie

wenig, wahrhaftig edler Freund, komt auf diese eitle Sache an; wenn wir nur sonst unsern Nebenmenschen nützlich, oder der Bürgerlichen Gesellschaft wenigstens nicht schädlich werden! Das Stamm-Haus der Brühlischen Familie ist Ganglofs-Sömmern, ein ansehnliches Ritterguth in der Gegend von Weissensee in Thüringen. Unterdessen war diese Familie in Ansehung des Vermögens ziemlich in Verfall gerathen; und der Vater des Herrn Premier-Ministers, der Weissenfelsische Geheimte-Rath, Herr von Brühl, sahe sich genöthiget, dieses sein einziges Guth an seinen Herrn, den Herzog von Weissenfels, zu verkauffen. Allein, als das Herzogliche Weissenfelsische Haus ausstarb, und dessen Länder an die Churlinie zurück fielen; so äusserte der Herr Graf von Brühl kaum, daß er das Stammguth seiner Familie wieder zu besitzen wünschte, als ihm Se. Königl. Majestät von Pohlen nicht allein dieses Ganglofs-Sömmern, sondern auch die größte Hälfte des sehr wichtigen Amtes Weissensee, dessen Dörfer um Ganglofs-Sömmern herum lagen; desgleichen den grossen, auf einige Meilen sich erstreckenden See bey Weissensee, den der letztere Herzog von Weis-

sen-

senfels hatte ausdrocknen lassen, darzu schenkten. Ganglofs-Sömmern konnte also eine wichtige Herrschaft vorstellen, worzu es auch declariret wurde.

Da es ein von allen Rechtslehrern angenommener Grundsatz ist, daß die Domainen der Chur- und Fürstenthümer auf eine gültige Art nicht veräussert werden können; so zeiget diese und viel wichtigere Acquisitionen, welche der Herr Graf von Brühl von denen Sächsischen Domainen gemacht hat, daß er dabey auf zweyerley künftige Begebenheiten sichern Staat gemacht haben muß; erstlich, daß die Nachfolger in der Sächsischen Chur immer so schwache Regenten seyn werden, daß sie sich um ihr Finanz-Wesen, und das Beste ihres Staats, nicht viel bekümmern werden; und sodann daß seine Familie beständig in dem nämlichen Ansehn und an dem Ruder der Regierung bleiben, mithin eine Art von erblichen Major domus, wie bey denen schwachen Königen von der Merowingischen Linie in Frankreich, seyn werden. Denn hätte er sich hierauf nicht gewisse Rechnung gemacht; hätte er sich vorgestellet, daß nach ihm ein anderer oberster Minister seyn

würde, der nicht von seiner Familie wäre; so war diese Ansichreissung der Chursächsischen Domainen die allerunüberlegteste Sache, die er unternehmen konnte. Denn das war ein Hauptpunct wider ihn, wenn er in Ungnade fiel, oder nach seinem Tode wider seine Familie, daß derselbe, da er als Kammer-President vermöge seines Eides zur Conservation der Churfürstl. Domainen verpflichtet war, selbst dieselben an sich gerissen hatte.

Ohnfehlbar haben Sie gehöret, werthester Freund, daß die Brühlische Familie aus Pohlen abstammen soll. Allein so feyerlich auch dieses der Pohlnische Adel auf dem Reichstage anerkannt hat; so habe ich doch die Ehre, Sie zu versichern, daß hieran eben so wenig etwas wahres ist, als daß Sie, oder ich Pohlnischen Ursprungs sind. In Thüringen, wo verschiedene Adeliche Häuser mit dem Brühlischen von Weiblicher Seite einerley Ahnen haben, lacht man über diese Genealogie. Ich habe vor achtzehn Jahren den Berlepschen Stammbaum selbst in Händen gehabt, die mit Sr. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz einerley Großvater haben; und ohngeachtet derselbe bis auf Acht

Zeu-

Zeugungen hinauf gieng; so habe ich doch nichts von Pohlnischen Ahnen darinnen erblicket. Vielleicht aber, daß er nunmehr nach dieser neuen Genealogie umgeschmolzen ist. Der Pohlnische Adel lacht eben so sehr über diese Genealogie. Ein jeder Edelmann erzählet daselbst frey, wie viel diese Genealogie Sr. Excellenz kostet. Sie mag wohl ein 20 bis 30000 Rthlr. zu stehen kommen. Man hat ordentlich mit jedem Landbothen gehandelt. Ein Theil erhielten Königl. Gnaden-Bezeugungen, die übrigen, denen mit baaren Gelde mehr gedienet war, empfingen 1, 2 bis 300 Ducaten, nachdem sie klug waren, und ihre Stimmen kostbar zu machen wusten.

Se. Erlauchte Excellenz haben bey dieser Genealogie zweyerley weise Absichten gehabt. Da ihre Familie nicht das blosse Indigenat erhielt, sondern vor eine alte Pohlnische Familie feyerlichst erkannt wurde; so wurden sie und ihre Söhne dadurch fähig gemacht, Pohlnische Kron-Bedienungen und Starosteyen zu besitzen, womit auch dieselben und ihr ältester Sohn sofort versehen wurden. Das war also gar nicht einfältig gehandelt, werthester Freund,

ein 20 bis 30000 Thaler aufzuwenden; da die dadurch erhaltenen Kron-Bedienungen und Starosteyen gewiß in einem Jahre so viel eintragen. Die Starostey Warschau, die des Ministers ältester Sohn erhielt, ist allein ein sehr fetter Bissen.

Die zweyte weise Absicht war, daß Se. Excellenz und dero Familie vermöge der grossen Freiheiten des Pohlnischen Adels, auf alle Fälle gesichert waren, wenn etwan der König, oder sein Nachfolger die Augen öfnen, und Rechenschaft von ihm, oder seiner Familie fordern sollte. Es ist wahr, Se. Excellenz mögen vor diesen Fall keine grosse Furcht haben. Aber es ist doch besser, auf alle Fälle gewapnet zu seyn; und man kann nicht wissen, wie der Teufel unvermuthet sein Spiel haben kann. Wenn sich so was ereignen sollte; so waren Se. Excellenz als ein Pohlnischer Edelmann allemal sicher; und die Pohlnischen Edelleuthe mochten ihm gewogen seyn, oder nicht; so durften sie des Beyspiels halber keine Verletzung ihrer Privilegien geschehen lassen.

Se. Excellenz sind von dero ersten Jugend an, Page an dem Weisenfelsischen Hofe gewesen;

sen; sie sind darauf in eben dieser Eigenschaft an den Hof des verstorbenen Königs Friedrich August von Pohlen gekommen, und bald darauf zum Königlichen Leib-Pagen erwählet worden; und das ist der wahre Grund aller ihrer nachfolgenden Grösse. Diese Umstände sind zuverläßig, und übrigens bekannt genug in der Welt. Schon vor 23 Jahren soll eine Satyrische Medaille in Holland zum Vorschein gekommen seyn, worauf die damaligen drey vornehmsten Minister Sr. Königl. Majestät von Pohlen, als wenn sie den Thron unterstützten, vorgestellet wurden, mit der Beyschrift:

Es sind unsrer drey:
Zwey Pagen und ein Laquay.

Der Graf Sulkowsky hatte nämlich gleichfalls durch den Pagenstand sein Glück gemacht. Der Graf von Hennicke aber ist zuverläßig fast bis in sein dreyßigstes Jahr Laquay gewesen, da er, durch Vorschub seines Herrn, Accis-Einnehmer geworden, und das Cammer-Mädgen, die nachherige Frau Gräfin von Hennicke, geheirathet. Hierauf ist er Accis-Inspector zu Lützen geworden, wo ich noch alte Leuthe selbst gesprochen, die täglich mit ihm in Gesellschaften gewesen waren, und die mich versicherten,

daß sie keine andere vorzügliche Eigenschaft an ihm bemerket hätten, als daß er praf hätte saufen können. Hierauf ist er zum Accis-Commissarius, sodann zum Cammer-Rath in Zeitz, ferner zum Vice-Cammer-Director daselbst, und immer Stufenweise höher bis zum Minister befördert worden; und auch dieser besaß die Geschicklichkeit, das gute Sachsen fast um eine Million zu schröpfen, die er an Güthern und baaren Gelde bey seinem Absterben hinterließ.

So, edler Freund, spielet die weise Vorsehung mit denen erhabenen Würden der Menschen, vermuthlich, um uns die unaussprechliche Kleinigkeit derselben auf eine recht sinnliche Art begreiflich zu machen; und uns zu überzeugen, daß der Vorzug und Vollkommenheit unseres Geistes allein unser wahre Adel und unsre wahre Würde seyn kann. Ich will nicht davor haften, daß der Umstand mit der jetztgedachten Satyrischen Medaille ungezweifelt gewiß ist. Ich habe sie nicht gesehen. Allein glaubwürdige Leuthe haben mich versichert, solche selbst in Händen gehabt zu haben.

Man höret zuweilen, und ich erinnere mich auch irgendwo gelesen zu haben, daß der Herr

Graf

von Brühl in Leipzig studiret habe. Allein, das ist zuverläßig nicht gegründet. Einer meiner Anverwannten, ein alter ehrwürdiger Greis, der an dem Weissenfelsischen Hofe in Bedienung stand, und den nunmehrigen Herrn Grafen von Brühl unter seinen Augen aufwachsen sehen, hat mich vor zwanzig Jahren versichert, daß er unmittelbar von dem Weissenfelsischen Hofe an den Dresdnischen gekommen sey. Da es nun gar nicht wahrscheinlich ist, daß er als Leib-Page erst nach Leipzig auf die Universität gegangen sey; so kann dieses Vorgeben wohl keinen Grund haben. Vermuthlich hat der Herr Graf von Brühl seine überaus grosse und prächtige Bibliothek, die alles übertrift, was man sich davon vorstellen kann, nicht als ein Gelehrter gesamlet, sondern so wie andere Meublen, damit kein einzig Fach der Pracht und Verschwendung ledig bleiben möge.

Sie kennen die schöne Abhandlung, mein Allerwerthester, die Plutarch geschrieben hat, daß ein Fürst gelehrt seyn müsse. Seine Gründe sind so stark, daß man ihm ohne Bedenken Beyfall geben muß. Allein, wenn man dieses von dem Regenten behaupten muß, wie viel

 noth-

nothwendiger muß die Gelehrsamkeit nicht bey einem Minister seyn! Der Regent hat eigentlich nur den Zusammenhang aller Angelegenheiten zu erhalten. Allein der Minister muß bis auf den Grund aller Angelegenheiten dringen, und die erforderlichen Mittel und Maaßregeln kennen, und zu erwählen wissen. Was meinen Sie, liebster Freund, sollte dieses ohne Gelehrsamkeit möglich seyn? Meines Erachtens bestehet die Gelehrsamkeit in nichts, als in der Kenntniß der Dinge und ihrer Eigenschaften, sowohl als ihres Verhältnisses und Wirkungen gegen einander.

Es würde eine pedantische Forderung seyn, wenn man verlangen wollte, daß diese Gelehrsamkeit eben auf Universitäten erworben werden müßte. Aber, sie mag nun durch Bücherlesen, oder durch den Umgang mit der Welt erlanget werden; so muß sie doch ein Minister haben, wenn er nicht in Gefahr stehen will, alle Augenblicke Fehltritte zu begehen.

Insonderheit sehe ich nicht, wie ein Minister die Geschichte entrathen kann, die ihm allein die Folgen und Wirkungen, aus seinen Maaßregeln, und aus den Zusammenhange der Bege-

benheiten an die Hand geben kann. Allein diese ist nicht von der Art, daß sie durch den Umgang erlernet werden kann. Eben diese Beschaffenheit hat es mit dem Völker= und Staatsrecht, die ohne sehr lächerliche Grundsätze einem Minister nicht entbehrlich erachtet werden können. An den Mangel dieser Erkenntniß liegen hauptsächlich die Fehler, welche die meisten Staatsleuthe begehen; und wenn ich die Maaßregeln des Herrn Grafen von Brühl in seinem ganzen Ministerio critisch untersuchen wollte; so würde sich klar zeigen lassen, daß es ihm am meisten an dieser Erkenntniß fehlet. Und in der That, wo sollte er sie erlanget haben? Von Jugend an in dem Gewirre der Höfe erzogen, und in die Hof=Intriguen verwickelt, hat er wohl sehr wenig Zeit gehabt, Bücher zu esen.

Der Herr Graf von Brühl war schon der Liebling des verstorbenen Königs von Pohlen. Er stieg schleunig zum Cammerjuncker, Kammer=Herrn, Ober=Kammer=Herrn und Minister. Man trägt sich mit einer besondern Historiette, auf was Art er sich die vorzügliche Gunst des verstorbenen Friedrich Augusts er=

wor=

worben habe. Man sagt, ein Courier habe einstmals die allerwichtigsten Depechen überbracht, die er vermöge seiner Ordre in die eignen Hände des Königes übergeben, und welche die allerschleunigste Antwort erfordert hätten. Der König habe seinen damaligen Leib-Pagen Brühl aufgetragen, den Geheimden Krieges-Rath und Cabinets-Secretair Pauli auf das eiligste zu rufen. Allein dieser sey so betrunken gewesen, daß er von seinen Sinnen nicht gewust habe. Der König sey sehr verlegen gewesen, wem er zu Schreibung der Antwort in der Eil rufen lassen sollen; und da habe sich der Leib-Page von Brühl zu Verfertigung der Depeche angebothen; und habe auch die Antwort zum Vergnügen Sr. Majestät dergestalt wohl und weislich verfertiget, daß Friedrich August von dieser Stunde an eine besondere Gunst auf ihn zu werfen angefangen habe.

Diese Historiette werthester Freund, ist nicht ohne wahrscheinliche Umstände erdichtet. Es ist wahr, daß der Cabinets-Secretair Pauli, der in dem Cabinet, sowohl als in dem Geheimten Krieges-Raths-Collegium, worinnen er vorsitzender Rath war, fast alles vermoch-

mochte, dem Trunke unmäßig ergeben war. Bey jeder Mahlzeit, und wenn er auch ganz allein speisete, nam er so viel Wein zu sich, daß er von seinen Sinnen nicht wuste. Dieses war dem Könige nicht verborgen. Er pflegte zu sagen, daß er nur Vormittags einen Pauli hätte. Es war auch dieses nicht etwan ein erträglicher Grad der Trunkenheit, so wie man in Wien die meisten Minister, Staats- und Cabinets-Secretarien nach Tische wegen des zu sich genommenen Weines sehr aufgereimt findet: Nein, die Paulische Trunkenheit war so unmäßig, daß sie ihn zu allen Geschäften unfähig machte; wie er denn endlich durch diese unmäßige Trunkenheit ein tragisches Ende nam. Er stürzte sich Nachmittags in dieser Trunkenheit zum Fenster herunter auf die Strasse, und blieb so fort tod.

Allein ohngeachtet die Trunkenheit des Cabinets-Secretairs Pauli, welche in dieser Historiette vorausgesehet wird, allerdings wahr ist; so scheinet sie mir doch sonst nicht viel Wahrscheinlichkeit zu haben. Der verstorbene König Friedrich August von Pohlen, war gar nicht der Monarch, der etwas ohne Beyrath

sei-

seiner Minister zu beschlüssen pflegte. Je wichtiger demnach die Sache war, desto eher würde er einen Minister habe rufen lassen; und binnen der Zeit würde sich auch jemand gefunden haben, welcher die Antwort abfassen konnte. Ueberhaupt aber kann man sich schwehrlich eine so dringende Sache vorstellen, die nicht einige Stunden Aufschub litte. Ich habe auch viele eigenhändige Französische Briefe von dem Hrn. Grafen von Brühl gesehen, die er schon als Minister geschrieben hatte. Es ist wahr, es ist an ihrer Schreibart nichts auszusetzen. Allein daß sie so unvergleichlich und vortreflich seyn sollte, daß man sich so fort darinnen verlieben müste, das habe ich nicht gefunden. Wie viel weniger wird er also als Page eine so einnehmende Schreibart in seiner Gewalt gehabt haben! Denn ohne Zweifel haben die Uebung und die Geschäfte seine Schreibart nach und nach mehr auspoliret.

Es bedarf solcher Historietten gar nicht, um die Art und Weise zu erklähren, wie der Herr Graf von Brühl der Günstling des verstorbenen Königes von Pohlen geworden ist. Ohngeachtet seine Leibeslänge noch weit unter dem

mit-

mittelmäßigen ist; so ist er doch überaus wohl gebildet, und weiß sich durch sein äusserliches Bezeugen ungemein angenehm zu machen. Seine Höflichkeit auch gegen Persohnen, die sehr weit unter ihm sind, kennet gar keine Gränzen; Sie gehet bis zur Ausschweifung. Wenigstens habe ich ihn noch vor 12 Jahren allso gefunden; und er müßte sich nur nach der Zeit geändert haben. Aus dieser ausschweifenden Höflichkeit gegen geringere Persohnen können Sie leicht, werthester Freund, auf das demüthige Bezeugen gegen seinen König und Herrn einen Schluß machen, und wie äuserst aufmerksam er gewesen seyn wird, sich dessen Gnade zu erwerben. Setzen Sie dessen angenehme Bildung, dessen äusserliche geschickte Stellungen und die Munterkeit seines Geistes hinzu; so bedarf es gar keiner Historietten, um begreiflich zu machen, wie er sich die Gunst eines Monarchen hat erwerben können, der zu tiefsinnigen Betrachtungen, um den Grund der menschlichen Gemüther zu erforschen, eben nicht sehr aufgelegt war.

Ich kann Ihnen nicht läugnen, werthester Freund, daß, als ich zum erstenmal diesen Mi-

nister aufwartete, so wurde ich dergestallt von ihm bezaubert, als ich es nach der Zeit von keinem Menschen in der Welt geworden bin. Ich hörte nichts, als ganz ergebenste und ganz gehorsamste Diener; ich hatte vollkommen über ihn zu befehlen, dieses war sein eigner und oft wiederhohlter Ausdruck; nichts war ihm so schätzbar, als die Gelegenheit, mir zu dienen und mir seine Achtung zu bezeugen. Sie wissen, mein Allerliebster Freund, daß ich nicht einmal auf Universitäten so einfältig war, mich durch Worte einnehmen zu lassen. Allein diesmal wurde ich durch meine eignen Grundsätze betrogen. Ich habe seit meinen achtzehenten Jahre denen Leuthen, die mir Gewogenheits- und Freundschafts-Versicherungen gegeben, scharf in das Gesichte gesehen; Ich habe alle ihre Züge und geheimen Mienen genau beurtheilet, die fast allemal Verräther des Herzens sind. Aber hier fand ich nichts als Aufrichtigkeit; wie denn in der That der Herr Graf von Brühl eines der ehrlichsten und aufrichtigsten Gesichter hat, die ich nach der Zeit in der Welt gefunden habe.

Allein, als ich sowohl in denen Geschäften meines Hofes, als in meinen eigenen Angele-

genheiten ferner mit ihm unterhandelte; so wurde ich gar bald überzeuget, daß alle diese schönen Ausdrücke und Versicherungen nichts als Worte waren. Ich fand, daß der Strohm von Höflichkeiten, womit er fortfuhr, mich zu überschütten, weiter nichts als lang gewohnte Mechanische Bewegungen seines Körpers waren, wobey seine Seele gar nichts dachte. Mehr als einmal bin ich in Versuchung geführet worden, ihn unter das Gesichte zu sagen: Ich bitte Ihro Excellenz gehorsamst um etwas weniger Complimente, aber um ein klein wenig mehr Realität.

Ich habe nach der Zeit noch gar öfters die Anmerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß alle diejenigen, welche die Höflichkeit bis zur Ausschweifung treiben, und sich der übertriebensten Complimente bedienen, allemal Leuthe sind, von deren Aufrichtigkeit und Geneigtheit man sich gar nichts versprechen kann; und ich kann wohl sagen, liebster Freund, daß mir dieser Strohm von Complimenten, der alle Wahrscheinlichkeit übersteigt, erschrecklich zuwider ist. Ich glaube, daß man einem vernünftigen Menschen dadurch allemal eine grosse Beleidigung

zufüget; denn im Grunde sagt ein solcher Minister nichts anders, als ich sehe dich vor so einen einfältigen Tropf an, daß du diesen leeren Worten glauben wirst.

Unterdessen darf man nur etwas auf das Bezeugen solcher Leuthe aufmerksam seyn; so wird man finden, daß sie sich allenthalben selbst verrathen, wie wenig ihnen ihre Complimenten um das Herz sind. Ich befand mich einstmals bey einem nunmehr verstorbenen Krieges-Minister eines grossen Hofes, der gleichfalls die Complimente bis zur Ausschweifung trieb, und mich mit dem Schwall seiner Höflichkeiten ganz betäubete, als man eben einen jungen Prinzen von einem auswärtigen Fürstlichen Hause meldete, der in Diensten dieses Staats Major war. Ich wollte mich sofort entfernen. Allein der Minister sagte: Bleiben sie, es hat nichts zu bedeuten; es ist nur ein junger Prinz. Als aber dieser Prinz herein kam; so sagte der Minister: Ich bin äusserst beschämt, daß mir Ew. Durchl. zuvor kommen; ich war eben im Begriff, mich selbst unterthänigst zu Dero Füssen zu legen; und in diesem Thone fuhr er fort, den jungen Prinzen, der ein artiger und bescheide-

ner

ner Herr von etwan dreyzehn Jahren war, und seinen Hofmeister, mit einen Strohm übertriebener Complimenten zu überschwemmen, daß sie kaum wusten, was sie antworten sollten; mir aber gab er dadurch eine gute Warnung, wie wichtig ich alle Gewogenheit und Freundschafts-Versicherungen anzusehen hätte, die er mir den Augenblick vorgesagt hatte.

Bey Lebzeiten des verstorbenen Königes von Pohlen schien der Herr Graf von Brühl nichts weniger als die Gnade Sr. jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen zu besitzen. Die scharfsichtigen Hofleuthe wollten vielmehr bemerket haben, daß der damalige Churprinz diesem Günstling seines Vaters ziemlich kaltsinnig begegnete; und eben so wenig will man damals an dem Herrn Grafen von Brühl ein besonderes Bemühen angemerket haben, sich dem künftigen Nachfolger gefällig zu machen, und sich dessen Gewogenheit zu erwerben. Vielmehr besaß der damalige Cammerjunker und Hauptmann Graf von Sulkowsky, der als Page gleichsam mit dem Prinzen aufgewachsen war, das Herz des Churprinzen und allen möglichen Ascendant über sein Genüth. Da

man nun zwischen denen beyden Günstlingen des Vaters und des Sohnes nichts weniger als Anzeigen zu einer vertraulichen Freundschaft fand; so urtheileten alle Hofleuthe, daß das Glück des Herrn Grafen von Brühl bey dem Absterben August des zweyten, seine letzten Gränzen erreichet haben würde.

Allein sie betrogen sich sehr in ihren Urtheilen. Der Herr Graf von Brühl befand sich zu Anfange des Jahres 1733 mit in Pohlen, als August der zweyte daselbst verstarb. Statt sich von einem so unvermutheten Schlage, als das Absterben seines wohlthätigen Monarchen war, betäuben zu lassen; so sann er auf Mittel, sich unter der neuen Regierung zu erhalten. Er bemächtigte sich in der Stille der Pohlnischen Krohne und Reichs-Kleinodien; und eilte damit, mit einer Vogel gleichen Geschwindigkeit, nach Sachsen, ehe die Pohlnischen Magnaten bey einem so unvermutheten Fall einige Anordnungen machen konnten. Der Churprinz und nunmehrige Churfürst von Sachsen konnte einen Mann, der ihn durch Ueberbringung der Pohlnischen Krohn-Kleinodien einen so guten Dienst leistete, und welcher überdieß versicherte, daß

er durch seine Freunde wegen der Pohlnischen Königs-Wahl, zum Vortheil Sr. Königl. Hoheit wirksame Unterhandlungen eingefädelt hätte, natürlicher Weise nicht mit unfreundlichen Augen ansehen. Ueberdiß wendete sich der Herr Graf von Brühl an den Liebling seines nunmehrigen Herrn, nämlich an den Grafen von Sulkowsky, und versicherte denselben in den allerstärksten Ausdrücken, deren Nachdruck Sie, liebster Freund, aus dessen oben gepriesener Gabe hierinnen, leicht erachten können, seiner vollkommensten Freundschaft und Ergebenheit, und daß er ihn als sein Werkzeug zu allen brauchen könnte.

Der Herr Graf von Brühl sah klüglich ein, daß der Graf von Sulkowsky ein schimmerndes Glück erlangen würde, und daß er sich diesem Glück nicht widersetzen könnte, ohne selbst davon zerschmettert zu werden. Er überlegte, daß der Graf von Sulkowsky, da derselbe catholisch war, nach denen Religionsversicherungen des höchstseeligen Königs, keine von denen Ministerial- und Länderstellen bekleiden könnte; er urtheilte dannehero, daß die ansehnliche Würde eines Ober-Cammer-Herrn, welche er,

der Graf von Brühl, besaß, denen Absichten des Grafen von Sulkowsky am besten gemäß seyn würde. Er that also dem Grafen von Sulkowsky die Anerbiethung, daß er diese Ober-Cammer-Herrnstelle zu seinem Besten niederlegen wollte, wenn er davor andere Bedienungen erhielt. Diese Erbiethung wurde angenommen, und der Herr Graf von Brühl davor zum Cammer-Presidenten und General-Accis-Director gemacht. Diesen Umstand, daß der Herr Graf von Brühl selbst die erste Erbiethung von Niederlegung der Ober-Cammer-Herrnstelle gethan hat, habe ich von einem Manne, dem solches der nunmehrige Fürst von Sulkowsky selbst erzählet hat.

Auf diese Art erhielt sich der Herr Graf von Brühl unter der neuen Regierung selbst durch Vorschub des Grafen von Sulkowsky. Dieser Günstling des neuen Herrn glaubte nicht, daß er von dem Grafen von Brühl etwas zu besorgen hätte. Er versicherte sich, daß er in der Gunst seines Herrn allemal den Vorzug haben würde; und vermöge der schönen Versicherungen des Herrn Grafen von Brühl glaubte er, an ihm einen Freund zu finden, der ihm

voll-

vollkommen ergeben wäre. Allein der Erfolg hat gezeiget, daß er sich in allen diesen Voraussetzungen und Vermuthungen ziemlich betrog; weil er den Mann gar nicht kannte, mit dem er es zu thun hatte.

Sehen Sie, werthester Freund, hier haben Sie eine Vorstellung von der Brühlischen Geschichte, bis zum Regierungs-Antritt Sr. jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen. Haben Sie etwas darinnen gefunden, das Ihnen vorher unbekannt gewesen ist; haben Sie ein Vergnügen an dieser Art meines Zeitvertreibs gefunden; so wird es allemal von Dero Befehl abhängen, ob ich fortfahren soll. Aber jetzo muß ich meinen durch die Bewegung ermüdeten Fingern einige Ruhe gestatten.

Jedoch noch eins. Wie? Sie schreiben, werthester Freund, daß Ihnen die Geschichte des Prinz Liesgen unbekannt ist. Wie ist das möglich? Haben Sie in Ihrem 10ten oder 12ten Jahre, da diese Geschichte noch ziemlich neu war, so wenig Neubegierde gehabt; und sind damals nichts als Leuthe in Ihrem Hause aus- und eingegangen, die gar keine Lust daran gefunden haben, etwas neues und lustiges zu er-

zählen? Jedoch, was sage ich? Wie ist es möglich, daß ich meinem Freunde bey einem so langen vertraulichen Umgange diese Geschichte nicht selbst erzählet habe, da ich geglaubt habe, daß ich zu unsrer vergnügten Unterhaltung alle angenehme Geschichte erschöpfet habe, die mir bekannt gewesen sind. Unterdessen muß doch alles dieses möglich gewesen seyn; weil Sie versichern, von dem Prinz Liesgen noch nie ein Wort gehöret zu haben. Nun wohlan, mein Allerliebster, in meinem nächsten will ich Sie mit dieser Geschichte unterhalten. Aber bis dahin bitten meine Finger um Frist; und sie wollen jetzo durchaus nichts mehr schreiben, als die Versicherung von meiner ewigen und unverletzlichen Freundschaft, mit welcher ich bis in meine Gruft seyn werde

Dero

F : : : t.
den 31 Julii
1760.

wahrer Freund und
Diener.

Vierter Brief.

Schätzbarer und würdigster Freund.

Mein voriger Brief war kaum auf der Post, als ich Dero geehrtestes vom 29 Julii erhielt, worinnen Sie mir melden, daß die Belagerung von Dresden aufgehoben sey, daß das Gerüchte hiervon schon seit vier Tagen in Dero Gegend gewesen, daß Sie aber davon nichts melden wollen, weil immer gegenseitige Berichte mit speciellen Umständen angekommen wären. Diese widersprechenden Gerüchte, werthester Freund, sind in gewissen Betracht beyde wahr gewesen. Se. Königl. Majestät von Preussen haben die Belagerung aufgehoben; Sie sind aber doch dem ohngeachtet bey Dresden stehen geblieben; und das hat natürlicher Weise die widersprechenden Gerüchte veranlasset, die auch in hiesiger Gegend gewesen sind.

Alle Nachrichten bestätigen, daß die gute Stadt Dresden, insonderheit die Altstadt, unter Schutt und Asche fast begraben ist. Die bedaurenswürdigen Einwohner haben dieses

Niemand als ihren guten Freunden, denen Oesterreichern zu danken. Ohngeachtet Se. Kön. Majestät von Preussen nach den vielen Beyspielen, welche die Feinde vor Cüstrin, Schweidnitz, Zittau, und so gar an Guhrau, und andern offenen Städten in Schlesien gegeben haben, gar wohl befugt gewesen wären, die Stadt mit Feuer anzugreiffen; so ist doch solches, wie in der Magdeburgischen Zeitung declariret worden, niemals die Absicht Seiner Majestät gewesen; sondern Sie haben bloß auf die Wälle feuren lassen, bis die Oesterreicher den Thurm der Creutzkirche statt einer Batterie gebraucht haben, da man sich denn freylich genöthiget gesehen, sie mit Bomben davon zu vertreiben.

Man kann sich fast einen so grossen Mangel aller Ueberlegung und Einsicht bey dem Oesterreichischen Commendanten nicht vorstellen, daß er das Unglück, welches er dadurch der Stadt zuziehen würde, nicht vorhergesehen haben sollte; und doch ist es eine Vermuthung, wovor man erschrecken muß, und welche, wenn sie richtig wäre, der Menschheit Schande machen würde, daß er die Residenz des getreuesten Bundesverwannten seiner Monarchin mit Vor-

satz

satz in dieses Unglück gestürzet habe. Unterdessen, wenn er die Folgen nicht vorhersah, welche aus dem Gebrauch, den er wider alle Krieges-Gewohnheiten von dem Creutzthurm machte, entstehen würden; so verdienet er nicht Corporal oder Gefreyter unter dem schlechtesten Regiment der Kayserin zu seyn.

Ueberhaupt können alle vernünftige Menschen, die Empfindungen der Menschenliebe und Begriffe von den Gesetzen des Krieges unter gesitteten Völkern haben, das Betragen der Oesterreicher in diesem Kriege nicht anders, als mit Abscheu ansehen. Das Oesterreichische Ministerium tritt gleichsam öffentlich alle unläugbare Gesetze des Völkerrechts mit Füssen; indem es Treu und Glauben verletzet, die Kriegesverträge verachtet, und vermeintlich annulliret, und sogar die Reichsstände befehliget, zur Schande unserer erleuchteten Zeiten, eben so wenig Betracht vor die Kriegesverträge und das Völkerrecht zu haben. Ihre Generals aber setzen alle vernünftige Gewohnheiten und Regeln des Krieges unter gesitteten Völkern ausser Augen, und üben solche Grausamkeiten aus, welche den Oesterreichischen Nahmen auf ewig in der Geschichte stinkend machen werden.

Ohn-

Ohnfehlbar, mein Allerwerthester, haben Sie nunmehro alle Umstände von dem neuen Beyspiele der Oesterreichischen Grausamkeit wider die beweinenswürdige Stadt Landshut gelesen. Ausser einer allgemeinen Plünderung, welche denen unglücklichen Einwohnern nicht die Kleidung auf dem Leibe gelassen hat, ist die Wuth dieser Barbarn so weit gegangen, daß sie arme unschuldige, unbewehrte Menschen, die auf ihren Knien mit vorgehaltenen Crucifix um ihr Leben gebethen, ohne Unterschied der Religion, des Geschlechts und des zarten Alters, ermordet haben. Mein ganzes Blut empöret sich wider solche Barbaren; und ich kann wohl sagen, liebster Freund, es verdreust mich in diesen Zeiten zu leben, von welchen ich mir fälschlich eingebildet hatte, daß sie gesittet und vernünftig wären, von welchen aber nunmehro die Thaten zeigen, daß sie noch unter die Gothichen und Herulischen Zeiten zu setzen sind.

Es ist die allernichtigste Entschuldigung, wenn man sagt, daß bey solchen Gelegenheiten der erhitzte Soldat nicht im Zaum gehalten werden könnte. Wie? in einer offenen, unbefestigten Stadt, worinnen kein Feind mehr ist, kann

kann ein General seine Völker nicht in Schranken halten. Wenn ich diese Entschuldigung von einem solchen verächtlichen Manne selbst hörete; so wollte ich ihm in das Gesichte sagen, daß er vielleicht verdienen könnte, General unter den Hottentotten oder Iroquois zu seyn; aber daß er ganz und gar unwürdig wäre, unter vernünftigen und gesitteten Völkern eine solche Stelle zu bekleiden.

Es scheinet, daß insonderheit der General Laudon durch die Grausamkeiten und Verwüstungen, so er in denen Preußischen Landen angerichtet, der Kayserin seine Cour zu machen gedenket. Aber, wenn dieser General durch sein Betragen, und das Oesterreichische Ministerium durch seine Nachsicht, die Welt überreden, daß die Kayserin an solchen Grausamkeiten einen Gefallen hat; so bedenken sie vielleicht nicht, wie sehr sie diese Monarchin in den Augen aller rechtschaffenen und vernünftigen Menschen verunehren.

So wenig eine solche Barbarey mit der Menschlichkeit übereinstimmet; eben so wenig ist sie denen gemeinesten Regeln der Klugheit gemäß. Wird man nicht durch solche barba-

rische Grausamkeiten denen Schlesiern ein trefliches Verlangen zur Rückkehr unter dem Oesterreichischen Zepter beybringen?

Ich habe eine besondere Anmerkung aus der Geschichte gemacht, liebster Freund. Ich habe selten oder niemals gefunden, daß ein General, der seinen Soldaten allen Muthwillen und unmenschliche Barbareyen gestattet hat, eines natürlichen Todes gestorben wäre, oder daß er bis an sein Ende im Wohlstande gelebet hätte. Ich bitte Sie, mein Allerliebster, wenn Sie länger leben sollten, als ich, haben Sie einige Aufmerksamkeit auf diesen Laudon, und bemerken Sie den endlichen Erfolg seines Lebens und seiner Lebensumstände! Ich habe niemals Lust gehabt einen Propheten abzugeben; aber hier getraue ich mir wohl zu prophezeien, daß so viel unschuldiges, um Rache schreyendes Blut, den Zorn des grossen und gerechten GOttes wider diesen barbarischen Mann erregen werde, der ihn gewiß noch in diesem Leben auf eine oder die andere Art treffen wird. Man müste von dem allergütigsten und allergerechtesten Wesen eine schlechte Vorstellung haben, wenn man glauben wollte, daß es eine solche barbarische

Wuth

Wuth gegen unschuldige Menschen ungestraft lassen könnte.

Ein wehmüthiges Mitleiden, ein Eifer, dessen sich die Menschenliebe bey solchen Thathandlungen schwehrlich enthalten kann, hat mich bewogen, daß ich Ihnen hier, liebster Freund, allzu ernsthaftige und traurige Sachen zu lesen gegeben habe. Aber ich will dieses wieder gut zu machen, und Sie auf eine vergnügtere Art zu unterhalten suchen; indem ich Ihnen nunmehr die versprochene Geschichte von dem Prinz Liesgen mittheilen werde.

Diese Geschichte ist in verschiedenen Betracht lehrreich. Unter andern beweiset sie, daß es gar nicht schwehr seyn muß, die Rolle eines grossen Prinzen in der Welt zu spielen. Sie werden hier, mein Freund, diese Rolle von einer Persohn von der schlechtesten Geburth und Erziehung spielen sehen, ohne daß der ganze Adel in einem Bezirk von verschiedenen Meilen etwas an dieser Persohn erblicket hat, welches diese Rolle zweifelhaftig zu machen schien. Merken Sie sich diese Wahrheit, liebster Freund! Sie gehöret nicht unter die alltäglichen.

In den Jahren 1717 oder 1718, als sich Se. jeztregierende Königl. Majestät von Pohlen, als damaliger Churprinz, auf Reisen, und zuletzt in Wien befanden, lebte in dem Städtgen Wolckenstein, in dem Sächsischen Erztgebirge, eine Zeugmachers Tochter, ohngefähr 22 bis 23 Jahr alt, mit dem Vornahmen Elisabeth, (der Zunahme ist mir entfallen), die mit ihrem Schicksal sehr übel zufrieden war. Da sie beständig, als ein Geselle, Zeug weben muste, und von ihrem Vater ziemlich sträng gehalten wurde; so sann sie beständig auf Mittel, wie sie sich dieser ihr so verdrüßlichen Lebensart entledigen, und in einen bessern Stand setzen möchte.

Sie war überhaupt mit ihrem weiblichen Geschlecht gar nicht zufrieden; und beseufzete beständig, daß sie die Vorsehung nicht als eine Mannspersohn hätte gebohren werden lassen. Nach dieser Gesinnung fiel sie endlich auf den Anschlag, daß sie aus ihres Vaters Hause in geheim fortgehen, und unter der Verkleidung einer Mannspersohn ein besseres Glück in der Welt suchen wollte. Sie beschloß diesen Anschlag auszuführen, als ihr Vater, der ein Wittwer war, auf etliche Tage verreisete.

Da

Da ihr Vater sein ordentliches Kleid an-hatte; so blieb ihr nichts übrig, was sie sich zu ihrer vorhabenden Verkleidung bedienen konnte, als sein schwarzes Ehrenkleid, worinnen er als ein erbarer Bürger zum Nachtmal gieng, und die Leichen seiner verstorbenen Mitmeister begleitete. Sie machte dieses Kleid in etwas vor ihren Leib gerecht, zog eines von ihres Vaters Hemden an, steckte ein paar andre zu sich, und wanderte in diesem Aufzuge zur Nacht aus ihres Vaters Hause fort. Sie beschloß, sich ihrer Verkleidung gemäß vor einen vertriebenen Schulmeister auszugeben, und überließ es übrigens der Vorsehung des Himmels, was er aus ihr machen wollte.

Nachdem sie verschiedene Gegenden durchstrichen, und die Mildthätigkeit der Edelleuthe und Pfarrer versuchet hatte; so kam sie endlich nach dem Schlosse Augustusburg, welches der Ober-Fischmeister von Günther, vermöge seiner Bedienung, wegen der vielen da herum gelegenen Königlichen Teiche, bewohnete. Es traf sich eben, daß der Herr von Günther auf dem Schloßplatze war; und sie sprach denselben, als ein vertriebener Schulmeister, um eine milde Beysteuer an.

Der Ober-Fischmeister glaubte in diesem vertriebenen Schulmeister etwas wahrzunehmen, was dem damaligen Churprinzen, Seiner jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen, ähnlich wäre; und in der That soll diese Jungfer Elisabeth einige, wiewohl nicht sehr grosse Aehnlichkeit mit dem damaligen Churprinzen gehabt haben. Der Herr von Günther ließ an diesen verstellten Schulmeister verschiedene Fragen ergehen, die Jungfer Liesgen auf eine gesetzte und ernsthafte Art beantwortete. Der Herr Ober-Fischmeister vermeinte in diesen Antworten eine gewisse Hoheit und Majestät zu finden; und fiel endlich auf die Vermuthung, daß das wohl gar der Churprinz selbst seyn möchte.

Damit Sie sich, werthester Freund, von dem Herrn Ober-Fischmeister keine gar zu lächerliche Vorstellung machen; so müssen Sie sich desjenigen erinnern, was ich in meinen Briefe von 25 Julii gesagt habe, nämlich, daß sich die Sachsen von dem damaligen Churprinzen eine überausgrosse Hofnung machten, und seine bevorstehende Regierung sich in dem Perspective güldner Zeiten vorstelleten, in welche ihre damalige Last erleichtert, und alle Regierungs-Gebre-

brechen abgestellet werden würden. Vermöge dieser Hofnung breiteten sich allerley Gerüchte aus, und insonderheit, daß der Churprinz öfters im Lande unerkannt herum reisete, um sich von dem Zustand des Landes in allen selbst zu unterrichten, damit er dereinst desto gegründetere und weisere Maaßreguln zur Aufnahme des Landes nehmen könnte.

Just damals aber gieng hauptsächlich dieses Gerüchte, daß der Churprinz sich keinesweges so lange auf Reisen aufhielt, sondern ohne Wissen seines Vaters im Lande unerkannt herumreisete, um alles mit seinen eignen Augen einzusehen. Es ist wahr, es waren eben keine Leuthe von grosser Einsicht und Kenntniß des Hofes, welche sich mit dergleichen Geschwätze trugen. Unterdessen befand sich der Herr Ober-Fischmeister unter der Zahl dererjenigen, so von der Wahrheit dieser Gerüchte sehr eingenommen waren.

Der Herr von Günther urtheilte sehr weislich, daß wenn dieses der Churprinz wäre; so wäre sein Glück gemacht, wenn er denselben sehr wohl aufnehme. Bey seinem mittelmäßigen Verstande, der meines Erachtens aus die-

ser ganzen Geschichte allenthalben hervorleuchtet, fehlete es ihn nicht an der ehrgeizigen Begierde unter der künftigen Regierung eine grosse Figur zu machen. Es ist eine sehr gegründete Anmerkung, liebster Freund, daß die mittelmäßigen Geister sich am meisten bey den Höfen zu drängen. Ein wahrer und grosser Verstand hat richtigere Begriffe von seiner Glückseeligkeit, als daß er sie eben an denen Höfen suchen sollte.

Unterdessen wollte er doch nichts übereilen, sondern alles vorher behörig erforschen. Er nöthigte allso den verstellten Schulmeister mit in sein Zimmer zu gehen, ließ ihn einen Becher Wein reichen, und fieng allerley Unterredungen mit ihm an. Hier entdeckte nun der Herr von Günther überall so viel Verstand an Jungfer Liesgen, den nach seinen Erachten unmöglich ein armer Schulmeister haben konnte; und er glaubte, daß er mit seinen scharfsichtigen Augen die mit allen Fleiß versteckte Hoheit und Majestät dieser Persohn bey einem jeden Worte hervor strahlen sähe. Er hielt sich also auf das allervollkommenste überzeugt, daß dieses Niemand anders als der Churprinz seyn könnte.

Er

Er wagte es dannenhero ohne ferneres Bedenken Jungfer Liesgen zu sagen, daß wenn ihn nicht alles trüge; so glaubte er unter diesen Kleidern eine ganz andere Persohn vor sich zu sehen; und Jungfer Liesgen, die in ihrer Verkleidung entdeckt zu werden befürchte, erröthete natürlicher Weise darüber. Sie faßte aber wieder ein Herz, als der Herr Ober-Fischmeister fortfuhr, und sagte, daß seinem Erachten nach unter diesen schlechten Kleidern eine sehr hohe Persohn verborgen läge; und sie verneinte zwar dieses, aber bey der noch halben Bestürzung auf eine Art, die den Herrn von Günther immer mehr in seinen Muthmassungen bestärkte. Kurz diese sichtbare Erröthung und diese Art der Verneinung liessen nunmehr bey ihm gar keinen Zweifel übrig, daß er den Churprinzen, die grosse Hofnung aller Sächsischen Unterthanen, vor sich hätte.

Der Herr Ober-Fischmeister Günther prieß sich sehr glücklich, daß ihn der Himmel eine so schöne Gelegenheit darböthe, sich in der Welt recht hoch empor zu bringen; und dieselbe aus den Händen gehen zu lassen, hielt er vor eine unverzeihliche Einfalt, welche den Caracter

eines klugen Mannes, den er sich nicht unterließ beyzulegen, gar nicht gemäß wäre. Er sagte dannenhero, daß er die Ursachen gar wohl begriffe, die Ihro Königl. Hoheit haben könnten, in solcher Verkleidung in dem Lande herum zu reisen. Allein, daß diese Endzwecke dennoch erreichet werden könnten, wenn sie sich gnädigst gefallen liessen, eine Zeitlang sein Haus mit ihrer Gegenwart zu beehren, und böthe er sein ganzes Vermögen zu Ihro Königl. Hoheit Diensten an.

Jungfer Liesgen, die auf gut Glück und auf die Vorsehung des Himmels aus ihres Vaters Hause ausgegangen war, und die übrigens nichts mehr wünschte, als gute Tage zu haben, glaubte, daß sie die Gelegenheit hierzu nicht ganz ausser Händen gehen lassen dürfte. Sie begriff aber dennoch, daß sie Ursache hätte, sich mit Vorsicht und Klugheit dabey aufzuführen. Sie bath also den Herrn Ober-Fischmeister, sie mit solchen hohen Tituln zu verschonen, als welche weder ihren Stande, noch ihren Absichten gemäß wären. Uebrigens wäre sie vor sein geneigtes Erbiethen sehr verbunden.

Der Herr von Günther erwiederte, daß er auf Ihro Königl. Hoheit Befehl diese Titul un-

unterlassen wollte; weil es Dero Absicht, unerkannt zu seyn gemäß wäre. Er wiederhohlte aber die Anerbiethungen seines Hauses und seines Vermögens, und ließ mit dem demüthigsten Bitten nicht nach, bis endlich Jungfer Liesgen sich erklährete, einige Zeit in seinem Hause zuzubringen, wenn sie nicht überlästig wäre.

Eine der hauptsächlichsten Vorsichten, die Jungfer Liesgen bey dieser Comoedie anzuwenden beschlossen hatte, war, daß sie niemals sagen wollte, daß sie der Churprinz wäre, sondern daß sie ihn durch ein ernsthaftes zurückhaltendes und geheimnisvolles Bezeugen, in seinen chimärischen Vorstellungen lassen wollte. Hierauf berufte sie sich auch hernach gegen den verstorbenen König Friedrich August; und der Ober-Fischmeister konnte so wenig vor dem Könige, als vor denen ernannten Commissarien behaupten, daß sie sich nur ein einzigmal vor den Prinzen ausgegeben, oder gestanden hätte, daß sie es wäre.

Die erste Nacht, da der Herr von Günther einen so hohen Gast in seinem Hause hatte, konnte er fast vor Freuden nicht schlafen. Er stellte sich nichts so gewiß vor, als daß er der-

einst unter der künftigen Regierung Minister werden würde, wenn er sich dieser überus günstigen Gelegenheit, die ihm der Himmel zuschickte, eine Gedanke, die er ohne Zweifel mit einem dankbaren Seufzer begleitete, recht zu gebrauchen wüste. Er stellete sich sehr klüglich vor, daß, je mehr er den Prinzen in Verbindlichkeit gegen sich setzen könnte, desto grösser würde dereinst sein Glück seyn. Da er nun ein sehr ansehnliches Vermögen besaß; so glaubte er, daß dieses die rechte Zeit wäre, mit weiser Hand etwas davon auszusäen, um dereinst eine reichliche Ernde zu geniessen.

Den Morgen früh that er demnach dem vermeinten Prinzen den Vortrag, daß derselbe alle seine Absicht, unerkannt zu bleiben, dennoch erreichen könnte; wenn er gleich die Verkleidung von einem etwas höhern Stande annähme. Vielmehr je geringer der Stand wäre, in welchen sich der Prinz verstellete, je leichter entdeckten die Scharfsichtigen die Verkleidung; weil die angebohrne Hoheit sich nicht so gar sehr ablegen und verbergen liesse. Vermuthlich wollte der Herr von Günther seiner eigenen scharfsichtigen Entdeckung hierdurch ein Compli-

pliment machen. Er fügte hinzu, daß er den Gräflichen Stand zu denen Absichten Sr. Königl. Hoheit am allerschicklichsten hielt; weil dieser Stand weder mit dem Zwang der Hoheit begleitet wäre, welcher dieselbe verhinderte, alles selbst in Augenschein zu nehmen; noch denenselben, wie ein gar zu geringer Stand, die Gelegenheit entzöge, in die Gesellschaften des Adels zu kommen, und auch hier alles mit dero eigenen Augen zu beurtheilen. Da er wohl urtheilen könnte, daß Se. Königliche Hoheit auf die Kosten, welche diese neue Verkleidung erforderten, sich nicht geschickt gemacht hätten; so bäthe er unterthänigst, daß sie sich hierzu seines Vermögens bedienen möchten, welches denenselben aus wahrer Devotion, ohne Absicht auf einer Wiedererstattung, die er gar nicht verlangte, ganz und gar zu Diensten stünde.

Prinz Liesgen machte verschiedene Einwendungen wider dieses Erbiethen, und bezeugte, daß solches seinen Absichten nicht gemäß wäre. Jedoch auf dringendes Anhalten des Ober-Fischmeisters gab sie ihm endlich zu verstehen, daß sie ihn hierinnen machen lassen würde, was er zu veranstalten beliebte.

Der Herr von Günther machte hierauf schleunige Anstalten, daß drey bis vier kostbare Kleider verfertiget wurden; es wurden vier Bedienten vor den Prinzen angenommen; und er beschenckte denselben mit einer prächtigen Kutsche mit sechs Pferden, deren der Prinz, wie er sagte, nöthig hätte, um bald in diese, bald in jene Gegend des Landes reisen zu können. Damit es aber auch dem Prinzen nicht an Gelde fehlen möchte; so präsentirte er demselben in tiefster Demuth eine Gold-Beurse von dreyhundert Ducaten; und ließ mit ehrerbiethigen Bitten nicht nach, bis der Prinz solche annehmen muste.

Als nun solchergestalt Prinz Liesgen zu dem von dem Herrn von Günther vorgeschlagenen Gräflichen Stande vollkommen ausgerüstet war, und er selbst den Nahmen ersonnen hatte, den der Prinz führen sollte, und welcher, wo ich nicht irre, von einem Hollsteinischen Geschlechte entlehnet wurde; so lud der Herr Ober-Fischmeister den ganzen, in dasiger Gegend wohnenden Adel fleißig zu sich ein, um den Prinzen auf eine angenehme Art zu unterhalten. Prinz Liesgen wurde unter dem erdichteten Gräflichen

Nahmen jedermann bekannt gemacht. In geheim aber und in grossen Vertrauen sagte der Herr von Günther einem jeden Gaste in das Ohr, daß dieses der Churprinz wäre, damit sie aus der Ehre, den Prinzen bey sich zu haben, auf sein künftiges Glück den Schluß machen möchten. Ich hoffe nicht, werthester Freund, daß Sie den Herrn von Günther, was diesen Punct anbetrifft, verdammen werden. Er folgte hierinnen einer sehr gewöhnlichen menschlichen Neigung. Die meisten Menschen würden das größte Glück vor nichts achten; wenn sie solches geniessen sollten, ohne daß andere von ihrem Glück unterrichtet wären.

Dieser Besuch des umwohnenden Adels in dem Hause des Herrn Ober-Fischmeisters dauerte fast vier Wochen. Jedermann drängete sich in sein Haus, und suchte sich bey der neu aufgehenden Landes-Sonne, und seinem Günstling dem Herrn von Günther, beliebt zu machen. Er genoß also wenigstens vor sein gutes Geld das schmeichelhaftige Vergnügen, auf eine kurze Zeit eine Menge Freunde zu haben, die sich alle aus seiner Freundschaft eine ausserordentliche Ehre machten; und er hatte

schon

schon einen Vorschmack von denen Ehrenbezeugungen, welche er vielleicht dereinst als Minister hätte geniessen können, wenn alle seine Voraussetzungen wahr gewesen wären.

Prinz Liesgen spielte bey dem allen seine Rolle vortreflich. Er machte dem Caracter eines Grafen, den man ihm beygeleget hatte, keine Schande; und indem er beständig etwas zurückhaltend that; so bildete sich der Adel in dasiger Gegend ein, daß dieses eben der Caracter der angebohrnen Hoheit sey, der ohngeachtet der Verstellung allenthalben an ihm hervorleuchtete. Kurz jedermann, der mit Prinz Liesgen umgieng, zweifelte gar nicht, daß die Nachricht, die ihm der Herr von Günther in das Ohr gesagt hatte, nicht vollkommen gegründet sey. So leicht sind die Menschen zu betriegen; oder wenn Sie wollen, edler Freund; so leicht ist die Rolle eines Grossen in der Welt!

Jedoch nun folget der letztere Act von der Comödie. Einige von denen Edelleuthen, die dem vermeinten Churprinzen so fleißig aufwarteten, hatten Freunde bey Hofe, mit welchem sie Briefwechsel unterhielten. Sie überschrie-

schrieben es also denenselben als eine geheime und wichtige Nachricht, daß sich der Churprinz incognito zu Augustusburg aufhielte.

Diese Hofleuthe glaubten eine Nachricht dieser Art dem Könige Friedrich August nicht verschweigen zu dürfen. Der König, der zuverläßig wuste, daß sein Sohn in Wien war, es sey denn, daß er auf eine ausserordentliche Art hintergangen würde, war zwar weit entfernet, die Sache zu glauben. Unterdessen hielt er doch davor, daß er hiervon vollkommen unterrichtet seyn müste. Er schickte also einen seiner Hofbedienten, der den Churprinzen zu genau kannte, als daß er irren konnte, in die Gegend von Augustusburg, der sich, wie so viel andere Edelleuthe, bey dem Herrn Ober-Fischmeister aufführen ließ; und jedermann sagte auch diesem in das Ohr, daß der vorgegebene Herr Graf der Churprinz wäre.

Dieser Hofbediente kam bald zurück und versicherte den König, daß zwar die Persohn, die sich unter dem Caracter eines Grafen zu Augustusburg aufhielt, einige Aehnlichkeit mit dem Churprinzen hätte; allein, daß er nichts weniger als der Churprinz selbst wäre. Der

Kö-

König schickte sofort unter der Hand ein Commando Soldaten ab, und ließ Prinz Liesgen und den Ober-Fischmeister nach Dresden holen.

Als der König den Prinz Liesgen befragte, wer er wäre; so entdeckte sie sofort mit einer grossen Freymüthigkeit ihr Geschlecht und alle Umstände, wie sie als ein Gegenstand der Chimärischen Einbildung des Ober-Fischmeisters zu dieser Comödie gelanget sey, ohne daß sie jemals sich vor den Churprinzen ausgegeben hätte. Dieser Umstand und alle ihre übrigen Erzählungen wurden richtig befunden; und der von Günther stimmte mit ihrer Aussage in allen überein. Der König hatte die Neugierigkeit zu wissen, wie die Aufführung dieses Mädgens vor dieser Comödie beschaffen gewesen seyn möchte. Er ließ sie also durch Wehmütter visitiren; und sie wurde als eine reine und unbefleckte Jungfer befunden.

Hierauf that der König selbst den Ausspruch, daß Prinz Liesgen zu gerechter Bestrafung des Ober-Fischmeisters alles behalten sollte, was er ihr geschenket, und gleichsam aufgetrungen hatte. Prinz Liesgen selbst aber sollte ihre Lebenszeit in dem Zuchthause zu Waldheim

zu-

zubringen; jedoch ohne alle Arbeit; und der von Günther sollte ihr auf ihre ganze Lebenszeit täglich einen Reichsthaler zum Unterhalt reichen.

Dieses ist auch also erfüllet worden. Viele meiner Bekannten haben diesen Prinz Liesgen zu Waldheim gesehen und gesprochen. Sie hatte in dem Zuchthause ihre eigene reinliche Stube, speisete mit dem Aufseher dieses Hauses, gieng gemeiniglich in Amazonen-Habit, und hielt sich in Kleidung sehr artig. Sie soll übrigens sehr aufgeweckt und munter, und mit ihrem Schicksale sehr wohl zufrieden gewesen seyn. Unterdessen glaube ich doch, werthester Freund, daß sich bey dem Urtheile des Königes verschiedenes erinnern liesse. Jedoch der Bogen ist voll, und ich kann kaum noch die Versicherung herschreiben, daß ich ewig seyn werde

Dero

F = = t,
den 2 Augusti
1760.

wahrhaftig treuer und zärtlicher
Diener.

Fünf=

Fünfter Brief.

Allerliebster Freund.

Sie befehlen mir also in Dero geehrtesten vom ersten dieses, daß ich mit meinen Nachrichten von dem Herrn Grafen von Brühl fortfahren soll; und zwar so ernstlich, daß sie nichts eher von meinen Betrachtungen über die Welt-Begebenheiten lesen wollen, bis diese Nachrichten zu Ende sind. Sie berufen sich dabey auf Dero wohlgegründete Gerechtsame; indem sie allerdings zu bestimmen hätten, was ich schreiben sollte; weil Sie es allein wären, dem zu gefallen ich schriebe.

Wider diesen Grund, mein Allerwerthester, hätte ich erschrecklich viel einzuwenden. Wenn er richtig wäre; so müßten wir Mannspersohnen unstreitig die Moden des schönen Geschlechts zu dirigiren haben. Denn wir sind es ohne Zweifel, denen zu Gefallen Sie solche tragen. Ich wünschte, werthester Freund, daß Sie diesen Grund allgemein geltend machen könnten. Ich wollte durch ein Circulare die

Stim-

Stimmen der Mannspersohnen in meinem Lande sammlen; und ich hofte die abgeschmackten Carcassen, welche das schönste Gesichte verstellen, und welche ohne Zweifel aus einem hämischen Neide von einem häßlichen Gesichte erfunden worden sind, durch die meisten Stimmen zu dem Tode der Moden, das ist zu einer altväterischen Mode, verdammen zu lassen.

Jedoch, mein Allerliebster, Sie haben eine viel gegründetere Gerechtsame, mir zu befehlen, was ich schreiben soll. Diese ist unsere zärtliche und wahre Freundschaft; und damit Sie sehen sollen, wie fertig mein Gehorsam ist; so will ich ohne weiteres Vernünfteln und Vorreden anfangen.

Ich habe Ihnen den Herrn Grafen von Brühl bis zum Regierungs-Antritt Sr. jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen vorgestellet, und durch was vor Mittel er sich unter der neuen Regierung erhalten hat. Sein Ansehn unter der neuen Regierung war also eben so groß, als unter der vorhergehenden; und es schien sich wegen des, durch die neuen Bedienungen erhaltenen, grössern Einflusses in die

Geschäfte eher vermehret zu haben. Leuthe, die nur eine mittelmäßige Kenntniß des Hofes hatten, glaubten auch, daß der Graf Sulkowsky und der Herr Graf von Brühl sich gleichsam in die Gunst des Königes getheilet hätten. Allein diejenigen, welche mit dem Zustande des Hofes sehr genau bekannt waren, wusten nur allzuwohl, daß der Graf von Sulkowsky in der Gunst des Königes einen sehr überwiegenden Vorzug hatte.

Dieses äusserte sich insonderheit bey Vergebung der ansehnlichsten Militair- und Civil-Bedienungen. Wem der Graf Sulkowsky eine erledigte Stelle gewiß versprach, der konnte sichere Rechnung darauf machen. Allein der Herr Graf von Brühl schlug mit seinen Candidaten, ja! mit seinen besten Freunden, denen er erledigte Stellen gewiß versprochen hatte, gar öfters den Blossen.

Der Herr Graf von Brühl war so gar noch vier Wochen vor dem Fall des Grafen Sulkowsky genugsam überzeuget, daß dieser Minister ungleich mehr bey dem Könige vermöchte, als er. Es war nämlich um diese Zeit eine ansehnliche Stelle bey denen Garden des

Königes erlediget. Der Herr Graf von Brühl hatte solche den Grafen von B*** versprochen. Allein als er hörte, daß sich der Herr von ** der in grosser Achtung bey dem Grafen Sulkowsky stand, darum bewürbe; so ließ er den Herrn von ** zu sich rufen, und sagte ihn, daß er wohl wüste, daß er diese Stelle durch Recommendation des Grafen Sulkowsky erhalten würde. Allein, wenn er ihn Edelmüthigkeit zutrauete; so sollte er von dem Gesuch um diese Stelle abstehen. Er habe sie den Grafen von B*** versprochen, ohne von seiner Absicht etwas zu wissen; sonst hätte er so viel Hochachtung vor ihn, daß er ihn allen andern vorgezogen haben würde. Wenn er aber ihn zu Gefallen diese Absicht fahren lassen würde; so wolle er die künftige Sorge vor sein Glück auf sich nehmen, und ihn mit einer viel bessern Stelle versehen.

Der Herr von ** bezeugte einen sehr fertigen Gehorsam, ohngeachtet der Graf Sulkowsky nicht damit zufrieden war, daß er sich dem Willen des Grafen von Brühl gefüget hatte. Als vier Wochen darauf der Fall des Grafen Sulkowsky erfolgte; so bezeugte der

Herr von ** gegen einer seiner Freunde, daß er über sein Verfahren, dem Herrn Grafen von Brühl zu Gefallen zu seyn, sehr vergnügt wäre. Nur in dem Fall, antwortete dieser Freund, haben sie dieses Ursache, wenn der Herr Graf von Brühl diese Edelmüthigkeit in der That besitzet, worauf er sie verwiesen hat; und die Folge lehrte, daß er Grund hatte, diesen Fall auszunehmen. Denn der Graf von Brühl ließ den Herrn von ** lange warten, und gab ihn endlich dennoch nichts als Titel ohne alle Wirklichkeit.

Wenn es nun also gewiß ist, daß der Graf Sulkowsky in dem Herzen des Königes ungleich mehr galt, als der Graf von Brühl; so hätte es dem erstern gar nicht schwehr fallen können, den Grafen von Brühl zu stürzen, wenn er gewollt hätte. Daß er es also nicht that, beweiset einen edlen Caracter des Grafen Sulkowsky. Er sah gar bald ein, daß der Graf von Brühl von der ihm versprochenen Ergebenheit sehr weit entfernet war. Die Fälle waren gar zu häufig, wo der Graf von Brühl dem Grafen Sulkowsky offenbar entgegen arbeitete; und verschiedene geheime Untergrabungen

gen zu seinem Nachtheil blieben dem Letztern nicht verborgen. Allein da er des Vorzuges in der Gunst des Königes versichert zu seyn glaubte; so war er so großmüthig gesinnet, daß er dem Grafen von Brühl weiter nicht zu schaden suchte.

Es ist wahr, einige Tage vor seinem Fall suchte der Graf Sulkowsky in der That den König zu bewegen, daß er dem Grafen von Brühl seine Bedienungen abnehmen möchte. Dieses ist ein Umstand, der allen denenjenigen bekannt ist, welche die damaligen geheimen Bewegungen des Hofes wusten. Allein der Herr Graf von Sulkowsky that dieses nicht eher, als bis er von denen Machinationen des Grafen von Brühl, ihn zu stürzen, die allerzuverläßigsten Nachrichten hatte.

Ohnfehlbar wird mein Freund begierig seyn, die Mittel und Wege zu wissen, welche der Graf von Brühl angewendet hat, den Grafen von Sulkowsky, ich will nicht sagen, aus der Gunst des Königes zu setzen, denn diese hat er meines Erachtens niemals verlohren, sondern ihn um seine Bedienungen zu bringen. Sehen Sie hier die Minen, welche der Graf von Brühl hat springen lassen.

Se. Königl. Majestät von Pohlen haben das beste Herz von der Welt; ein Herz, welches die Vorsehung niemals auf den Thron setzen würde, wenn es nicht zur Strafe der Völker, und zu andern weisen Absichten geschähe; denn ein solches Herz wird allemal von bösen und unwürdigen Menschen, welche sich demselben zu nähern Gelegenheit haben, zum Verderben der Völker gemißbrauchet. Vermöge dieses besten Herzens hatten Se. Königl. Majestät von Pohlen, ausser dem uneingeschränkten Vertrauen auf seine zwey vornehmsten Minister, noch die vollkommenste Ergebenheit gegen die Königin, seine Gemahlin; eine Ergebenheit, deren sich zu versichern dem weiblichen Geschlecht so leicht fällt, wenn sie von ihren Männern geliebt werden, und einigen Verstand haben.

Der Graf von Brühl, welcher eine seiner hauptsächlichsten Staatskünste darinnen bestehen ließ, daß er um die Persohnen des Königes und der Königin, und selbst um den Grafen von Sulkowsky seine geheimen Kundschafter hatte, die ihm von den kleinesten Umständen genaue Nachrichten gaben, hatte bemerket, daß der Königin Majestät nicht allemal mit

dem

dem Grafen von Sulkowsky vollkommen zufrieden waren; weil es zuweilen Gelegenheiten gab, in welchen dieser Minister glaubte, daß es denen Geschäften und der Wohlfarth des Staats nachtheilig wäre, wenn er in allen sich dem Willen der Königin gemäß bezeugte. Der Graf von Brühl war auf seine Angelegenheiten allzu aufmerksam, als daß er nicht in diesem, ob zwar leichten und vorübergehenden Unwillen der Königin gegen den Grafen Sulkowsky einen möglichen Grund hätte wahrnehmen sollen, diesen Minister zu stürzen; wenn nämlich dieser Grund von einer geschickten Hand bearbeitet würde.

Er ließ sich demnach zuförderst angelegen seyn, den Unwillen der Königin gegen den Grafen Sulkowsky immer höher zu treiben. Wenn er demnach wuste, daß dieser Minister unmöglich anders verfahren konnte; so ließ er durch sehr geheime Minen, die er springen ließ, der Königin einen gegenseitigen Willen und Entschluß beybringen. Ich könnte Ihnen, werthester Freund, hiervon einige sehr listige Wendungen erzählen, die unter die rechten Muster der Staatsstreiche gehören. Allein ich würde hierdurch in meinen Haupt-Nachrichten zu sehr

aufgehalten werden. Erinnern Sie mich daran, wenn die Haupt-Nachrichten zu Ende sind; und wenn meine Schreibesucht noch fortdauret; so will ich Sie damit unterhalten.

Zugleich aber ließ er sich mit dem Beichtvater der Königin, dem Pater Guarini, der über der Königin Gemüth alles vermochte, in sehr geheime Unterhandlungen ein. Der Herr Graf von Brühl kannte den Köder allzugut, den man anwenden müste, um einen Jesuiten zu fangen. Dieser Köder waren vor allen Dingen die Herrschsucht der Jesuiten, und die Angelegenheiten der Catholischen Religion. Er versprach dem Pater Guarini, daß wenn er seine Gewalt über das Gemüthe der Königin anwenden wollte, um ihm den Grafen Sulkowsky vom Halse zu schaffen; so wollte er die allervollkommenste Ergebenheit in den Willen der Königin haben; und weil er, der Beichtvater, so viel über die Königin vermöchte; so würde er es hauptsächlich seyn, der künftig Pohlen und Sachsen regieren würde. Zugleich aber versprach er nicht nur selbst catholisch zu werden; sondern auch die Angelegenheiten der catholischen Religion in Sachsen auf alle mögliche

liche Art zu befördern, so viel es ohne allzugrosse Unruhen und Bewegungen im teutschen Reiche und in Sachsen nur immer geschehen könnte.

Vermöge dieser Unterhandlungen wurde der Fall des Grafen von Sulkowsky beschlossen, und die Königin arbeitete, ihn aus der Gunst ihres Gemahls zu setzen. Man irret sich, wenn man glaubt, daß die Jesuiten untereinder selbst in vollkommener Einigkeit leben. Sie sind die nämlichen Menschen, als wir. Sie hegen also allen möglichen Haß, Neid und Eifersucht gegen einander; und wenn sie sich sofort mit einander zu vereinigen scheinen, wenn es das Beste ihrer Gesellschaft gegen einen auswärtigen Feind betrift; so ist die Ursache davon gar nicht, daß sie des Bestens ihrer Gesellschaft halber ihre Leidenschaften unterdrücken; sondern die despotische Regierung, unter welcher sie stehen, ist der einzige Grund davon. Da ein einziger Brief ihres Generals das ganze Glück eines einzeln Jesuiten zerschmettern kann; so werden sie aus Furcht genöthiget, das Beste der Gesellschaft ihren Leidenschaften vorzuziehen.

Der Herr Graf Sulkowsky erfuhr also, wie er hernach verschiedenen seiner Freunde erzählet

hat, selbst von einem andern Jesuiten, nämlich von dem Beichtvater des Königes, was zu seinem Nachtheil geschmiedet würde. Er erkannte nunmehr, wie übel er gethan hätte, denen Versicherungen des Herrn Grafen von Brühl zu trauen. Er wollte seinen Fehler noch verbessern, und suchte Se. Königl. Majestät von Pohlen zu bewegen, den Grafen von Brühl vom Hofe zu entfernen. Allein nunmehr war es zu späth. Der Königin Majestät nahmen eben von diesem Ansuchen Gelegenheit, so stark in ihren Gemahl zu dringen, daß er einwilligen muste, den Grafen von Sulkowsky zu entfernen. Man nahm ihm alle seine Bedienungen; die Stelle eines Generals ausgenommen.

Unterdessen hat man dem Könige den Grafen Sulkowsky mehr entrissen, als daß man ihn aus seiner Gunst gesetzet hätte. Diese hat sich in der Folge bey verschiedenen Gelegenheiten merklich geäussert. Es ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften der recht guten Gemüther, daß sie sich wider alle ihre Neigungen, Einsichten und Absichten, zu etwas bewegen lassen, nur daß sie Ruhe und Friede haben wollen; und eben so war es mit dem Ent-

schluß,

schluß, den Grafen von Sulkowsky zu entfernen, beschaffen.

Indessen war die Freude der Sachsen über den Fall dieses Ministers ziemlich allgemein. Allein die nachfolgenden Zeiten müssen sie überzeuget haben, daß sie sehr wenig Grund darzu gehabt haben. Es ist ein allgemeines Schicksal der Günstlinge der Monarchen, daß sie den Haß des Volkes wider sich haben. Dieser Satz ist so allgemein, daß ich auf allen meinen Reisen keine Ausnahme davon gesehen habe; und sogar diejenigen, welchen der Favorit-Minister Wohlthaten erzeiget, und sie als seine Werkzeuge gebraucht, hassen ihn in ihren Herzen. Verschiedene solcher Werkzeuge habe ich in denen unverstellten Bewegungen des Herzens überraschet. Bey dem Grafen Sulkowsky kam noch hinzu, daß er kein Sachse war. Ein Bewegungsgrund vor jede Nation, den Günstling desto stärker zu hassen.

Es ist wahr, der Graf Sulkowsky ist in seinem Ministerio gar nicht nachläßig gewesen, Vermögen zu erwerben. Er hat in noch nicht fünf Jahren seines Ministerii wenigstens zwey Millionen zusammen gebracht. Allein in Ver-

gleichung gegen den Herrn Grafen von Brühl ist er ein sehr billiger und uneigennütziger Minister gewesen. Wenigstens siehet man doch bey ihm eine Möglichkeit, wie er ohne grossen Nachtheil des Landes ein solches Vermögen erlangen können. Er hatte von denen Einkünften aller seiner Bedienungen fast Hundert Tausend Thaler jährlich einzunehmen; und er lebte so mäßig, daß ihm seine ganze Haushaltung gewiß nicht über vier Tausend Thaler jährlich zu stehen kam.

Ich bin im Jahr 1736 verschiedene mal in seinem Hause gewesen; allein er hatte in seinem ganzen Hause kaum zehn männliche und weibliche Bedienten, davon nur vier in Livree waren. Wenn man nun zu diesen grossen Erspahrungen die Geschenke von Vergebung der Kronbedienungen, Waiwodschafen und Starosteyen in Pohlen rechnet, die allemal zu fallen pflegen; weil der König von Pohlen, aber nicht sein Minister, schwöhret, daß er keine Geschenke davor nehmen will; so siehet man, daß wenigstens aus dem Vermögen der Sächsischen Länder nur wenig erfordert worden ist, um den Sulkowskyschen Reichthum zusammen zu bringen.

gen. Allein der Herr Graf von Brühl würde sehr übel bestehen, wenn er die Quellen nur so allgemein anzeigen sollte, woher die Mittel zu seinen unmäßigen Verschwendungen, und seine unermäßlichen Reichthümer entstanden sind.

Der Fall des Herrn Grafen von Sulkowsky zog den kläglichen Tod des Obristen von Schmiskal nach sich. Die Günstlinge der Monarchen haben immer wieder Günstlinge. Der Herr von Schmiskal war ein solcher Günstling von dem Grafen von Sulkowsky. Als dieser letztere noch Cammer-Junker und Hauptmann war; so war der Herr von Schmiskal Lieutenant unter dessen Compagnie, und erwarb sich die besondere Freundschaft seines Haupmanns. Gleichwie der Herr Graf von Sulkowsky mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Hauptmann bis zum General der Infanterie erhoben wurde; so avancirte der Herr von Schmiskal eben so geschwind vom Lieutenant bis zum Obersten.

So bald sich der Herr Graf von Sulkowsky von Hofe entfernen muste; so ließ der Herr Graf von Brühl im Nahmen des Königes diesen Obristen in Verhaft nehmen; und da derselbe vermuthlich melancholischen Tem-

peraments war, und sich und seinen Gönner ohne Rettung vor verlohren hielt; so ließ er sich von der Verzweiffelung hinreissen, und erschoß sich selbst in seinem Arrest.

Es ist wahr, der Herr von Schmiskal hatte als Lieutenant nichts im Vermögen, und hatte durch seine vielgültigen Recommendationen bey dem Herrn Grafen von Sulkowsky binnen kurzer Zeit über Funfzig Tausend Thaler erworben. Ich läugne auch gar nicht, daß er in einer weisen und vollkommenen bürgerlichen Verfassung strafbar gewesen wäre. Aber es kleidet den Herrn Grafen von Brühl sehr übel, Verbrechen dieser Art so hart zu verfolgen; da er selbst und seine geheime Secretairs und Günstlinge, gewiß den von Schmiskal in allen, was er gethan hatte, unaussprechlich weit übertreffen.

Vielleicht werden Sie, werthester Freund, in verschiedenen Umständen, die ich hier erzähle, eben keine Großmuth in dem Bezeigen des Herrn Grafen von Brühl finden. Ich bin eben dieser Meinung. Verschiedene persöhnliche Beleidigungen, welche dem Grafen von Sulkowsky wiederfuhren, wurden so wenig ge-

ahn-

ahndet, daß sie vielmehr den Herrn Grafen von Brühl zu kützeln schienen. Unter andern erschoß ein brutaler Königl. Förster in der Lausitz, in Hofnung dadurch dem Herrn Grafen von Brühl gefällig zu werden, das liebste kleine Hündgen des Grafen Sulkowsky unter seinem Wagen tod, worinnen der Graf selbst saß.

Auf solche Art schaffte sich der Herr Graf von Brühl seinen Rival in der Gunst des Königes von Halse, damit er keine Hinderniß fände, Sachsen und Pohlen nach seinem eigenen Willen und Gesetzen zu regieren. Unterdessen sah er wohl ein, daß er die Bedingungen erfüllen müste, unter welchen ihm der Pater Quarini diesen grossen Dienst geleistet hatte. Denn sonst hätte es sich leicht ereignen können, daß er einige Zeit hernach mit dem Grafen von Sulkowsky einerley Schicksal gehabt hätte.

Er veränderte also schon damals die Religion, und wurde catholisch; obgleich solches wegen der Bedienungen, die er bekleidete, und die er nach der Religions-Versicherung des verstorbenen Königs Friedrich Augusts, als ein Catholick nicht behalten konnte, geheim bleiben muste. Denn obgleich diese Religions-Verände-

derung unter den ansehnlichen Hofbedienten nicht unbekannt war; so nahm doch der Herr Graf von Brühl noch immer öffentlich die Mine eines Lutheranes an; und zu dem Ende bezeigte er sich bey öffentlichen und feyerlichen Gelegenheiten niemals denen Catholischen Religions-Gebräuchen gemäß.

Jetzo aber verlanget der Herr Graf von Brühl aus seiner Religions-Veränderung wohl kein Geheimniß mehr zu machen. Seine Familie ist öffentlich catholisch; und in Warschau ist er es gleichfalls öffentlich. Er könnte auch sonst keine Kron-Bedienungen und Starosteyen in Pohlen besitzen. Von denen Sächsischen Landständen aber ist er nunmehr genugsam versichert, daß sie zu blöde und furchtsam sind, als daß sie nach Maaßgebung der Religions-Versicherungen auf Niederlegung seiner meisten Bedienungen dringen sollten.

Eben also sah er sich genöthiget, dem Pater Quarini darinnen sein gegebenes Wort zu halten, daß er ihn Theil an denen Geschäften nehmen ließ. Alle Tage, welche die Sonne auf dem Erdboden hervorbrachte, hielten der Herr Graf von Brühl und der Pater Quarini ein

aller-

allergeheimstes Conseil zusammen. Allemal um 4 Uhr Nachmittag fand sich dieser Pater bey dem Herrn Grafen von Brühl ein. Alsdenn wurden die Thüren verschlossen, und die Wohlfarth von Sachsen und Pohlen, und das Schicksal von ein Paar Millionen Protestanten bestimmt. Dieses geheimte Conseil in superlativo dauerte bis um 6 bis 7 Uhr; da denn Se. Hochwürden sich wieder wegbegaben, und die Thüren wieder geöfnet wurden.

Diese geheimen Berathschlagungen musten so äusserst dringend und schlechterdings nothwendig seyn, daß auch keinen Tag damit ausgesetzet wurde, wenn auch gleich der Hof zu Leipzig auf der Messe anwesend war. Weil aber die Jesuiten daselbst in ihrer Ordenskleidung nicht erscheinen; so pflegte sich daselbst der Pater Quarini gemeiniglich in einem weißgrauen Kleide mit schwarzen Knopflöchern und einer Stutz-Peruque bey dem Herrn Grafen von Brühl einzufinden. Ich habe ihn mehr denn funfzigmahl in dieser Kleidung bey ihm gesehen.

Der Königin Majestät wurden vermuthlich überredet, daß Sie in diesem Conseil allein die

scheidende Stimme hätten, und daß alles darinnen auf Dero Willen ankäme. Wenn nun eine solche Regierungsart nach dero Geschmack gewesen ist; so werden sie vermuthlich nicht unterlassen haben, den Grafen von Brühl immer fester in ihres Gemahles Gunst zu setzen. Dieses war auch ohne Zweifel der Hauptendzweck des Herrn Grafen von Brühl. Als ich nach des Pater Quarini Tode, der sehr grosse Reichthümer hinterließ, einstmals wieder nach Dresden kam; so versicherten mich ansehnliche Hofleuthe, daß der Herr Graf von Brühl auch die Geschicklichkeit besessen hätte, Ihro Majestät die Königin von denen Regierungs-Angelegenheiten auszuschliessen, und daß jetzo ihr Einfluß in die Geschäfte über alle Maaßen geringe sey. Unterdessen liessen Ihro Majestät deshalb eben keinen Unwillen gegen den Grafen merken. Durch was vor Zaubermittel aber der Herr Graf von Brühl diese Veränderung hervorgebracht habe, sey gänzlich unbekannt.

Endlich mögen der Königin Majestät wohl eingesehen haben, daß der Herr Graf von Brühl weiter nichts, als ein Undankbarer ist, der sich ihres Ansehens nur bedienet hat, um

zu

zu seinen Absichten zu gelangen. Einer meiner Freunde an dem Sächsischen Hofe hat mir noch vor acht Monathen versichert, daß Ihro Majestät in ihren letzten Lebens-Jahren verschiedene Versuche gemacht haben, den Grafen von Brühl zu stürzen, und ihn vor seine Undankbarkeit zu bestrafen; wie er mir denn von diesen Versuchen merkwürdige Umstände erzählet hat. Allein ihr Bemühen ist vergeblich gewesen. Dieser Minister hat sich in der Gunst seines Herrn so fest gesetzet gehabt, daß er so gar denen Vorstellungen und dem Ansehn einer ehedem so zärtlich geliebten Gemahlin das Gleichgewichte halten können.

Sehen Sie, werthester Freund, auf diese Art ist es geschehen, daß sich der Herr Graf von Brühl des Gemüthes des Königes, seines Herrn, vollkommen bemeistert hat; und seit dieser Zeit, in einem Zeit-Raume von fast zwanzig Jahren, hat er Sachsen unumschränkt beherrschet. Es scheinet, daß er binnen dieser ganzen Zeit Sachsen als sein Landguth angesehen hat, welches ihm eigenthümlich zugehöret, und welches zu keinem andern Ende vorhanden ist, als ihm die Mittel zu seinen unmäßigen Ver-

schwendungen, und zu seinen unermäßlichen Bereicherungen zu verschaffen.

Damit auch die Welt um so weniger daran zweifeln möge, daß ihm Sachsen zu dieser Absicht dienet, und daß er es ist, welcher darinnen das Ruder führet, und seinem Herrn nur den eitlen Nahmen übrig gelassen hat; so hat er sich öffentlich zum Premier-Ministre decla- riren, und sich diesen Titel förmlich beylegen lassen. Wenn er einige Erkenntlichkeit gegen Se. Königl. Majestät von Pohlen hätte; wenn er den geringsten Betracht vor die Ehre seines Herrn hätte; so würde er wenigstens diesen öffentlichen Schritt vor den Augen der Welt vermieden haben.

Ich kenne in verschiedenen Landen alles vermögende Minister, die das Herz ihres Herrn in Händen haben, und im Grunde wirkliche Premier-Ministres sind, weil in allen Arten von Angelegenheiten alles auf sie ankommt. Allein sie haben wenigstens so viel Bescheidenheit, und so viel Betracht vor ihres Herrn Ehre, daß sie sich nicht öffentlich darzu declariren lassen, und den Titel davon annehmen.

In

In unsern vernünftigen und erleuchteten Zeiten, wo man von der Regierung der Staaten und den Pflichten eines Regenten, bey dem Zusammenhang der Geschäfte, die richtigsten und gesundesten Begriffe hat, ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Herr, der selbst regieret, keinen Premier-Minister nöthig hat. Wenn nun ein Günstling von seinem Herrn verlanget, daß er ihn öffentlich zum Premier-Ministre declariren soll; so ist es eben das, als verlangte er, daß er öffentlich vor der Welt das Bekenntniß ablegen soll, daß er nicht selbst regieret; und es sey nun Mangel der Einsicht, oder die Bequemlichkeit daran Ursache; so kann ihm dieses Bekenntniß in den Augen vernünftiger Menschen wenig rühmlich seyn.

Wenn der Cardinal Richelieu unter Ludewig XIII. öffentlich declarirter Premier-Minister war; so war dieses in Zeiten, wo die guten Regierungs-Grundsätze noch nicht so sehr in der Welt verbreitet waren, als jetzo. Die Cardinäle Mazarin und Fleury bekleideten eben diese Stellen bey Ludewig XIV. und XV. als sie zwar nach den Französischen Gesetzen, aber nicht ihren Jahren nach, Regierungs-fähig waren;

oder wenigstens war die Jugend dieser Könige die Gelegenheit gewesen, einen Premier-Minister zu ernennen. Als die Cardinäle Mazarin und Fleury starben; so erklähreten sich sowohl Ludewig der XIV. als XV. daß sie keine Premier-Ministres wieder ernennen, sondern künftig selbst regieren wollten. Sie gaben mithin öffentlich zu erkennen, daß die Welt von einem Monarchen, der einen Premier-Ministre habe, nicht den Begriff haben könne, daß er selbst regiere.

Ueberhaupt stimmet der Posten eines Premier-Ministers so wenig mit der Natur und dem Endzweck ordentlich und weislich eingerichteter bürgerlicher Verfassungen überein; dieser Posten hat etwas so Asiatisches und despotisches an sich, daß in unsern vernünftigen und erleuchteten Zeiten ein bescheidener Mann und richtig denkender Kopf denselben schwehrlich annehmen kann. Er füget gleichsam allen seinen Mitbürgern eine Beleidigung zu; weil nur despotische Monarchen und sclavische Völker eines Groß-Veziers nöthig haben.

Ohnfehlbar, werthester Freund, wird Ihnen hierbey die schöne Stelle des Herrn von

Montesquieu in seinem Werke von denen Gesetzen über diesen Punct beyfallen. Da ich doch einmal schreibe, um zu schreiben; so will ich Ihnen diese Stelle abschreiben, wenn sie Ihnen etwan nicht in aller ihrer Stärke beyfallen wollte. Hier ist sie:

„Aus der Natur der despotischen Gewalt „folgt, daß der einzige Mensch, der sie aus„übt, dieselbe gleichfalls durch einen einzigen „ausüben lasse. Ein Mensch, dem seine fünf „Sinne beständig sagen, er allein sey alles, „und die andern nichts, ist natürlicher Weise „träge, unwissend und wollüstig. Er nimmt „sich also der Regierungsgeschäfte nicht an. „Wollte er aber dieselben verschiedenen anver„trauen; so würde Streit unter ihnen entste„hen; man würde Partheyen machen, der „vornehmste Sclav zu werden; und der Fürst „würde sich genöthiget sehen, sich selbst der „Regierung wieder anzunehmen. Es ist also „natürlicher, daß er dieselbe einem Vezier über„läßt, der sofort die nämliche Gewalt, als er „hat. Die Einsetzung eines Veziers ist in die„sem Staate ein Grundgesetz, und die Orien„talischen Könige haben nach dem Zeugniß des „Herrn Chardin allemal Veziere.„

„ Man sagt, daß ein Pabst bey seiner
„ Wahl, aus eigener Ueberzeugung von seiner
„ Unfähigkeit, unendliche Schwierigkeiten ge-
„ macht habe. Er nahm zwar endlich diese
„ Würde an; übergab aber seinen Nepoten
„ alle Regierungsgeschäfte, und sagte hernach
„ voller Verwunderung: Ich hätte nie ge-
„ glaubt, daß Pabst seyn so etwas leichtes
„ wäre. Auf gleiche Art verhält es sich mit
„ den Orientalischen Fürsten. So bald sie aus
„ demjenigen Gefängnisse, worinnen die Ver-
„ schnittenen ihnen Herz und Verstand ver-
„ derbt, ja! sie öfters in der Unwissenheit ih-
„ res eigenen Standes gelassen haben, zur Be-
„ steigung des Thrones hervorgezogen werden;
„ so gerathen sie alsbald in Erstaunung. Ha-
„ ben sie aber einen Vezier gemacht, und in
„ ihrem Pallaste sich denen allerviehischten Lei-
„ denschaften ergeben; so hätten sie niemals ge-
„ meinet, daß dieses so etwas leichtes wäre. „

Was meinen Sie wohl, werthester Freund, sollte wohl ein Minister, welcher diese Stelle lieset, zum Premier-Ministre declariret zu werden verlangen? Ich glaube nicht, im Fall er nur etwas von Vernunft und Bescheidenheit,

und

und den geringsten Betracht vor die Ehre seines Herrn hat. Was soll man sich aber von einem Minister eines gesitteten Volkes vor Vorstellungen machen, welcher ein Buch nicht lieset, das ihm zu Erfüllung seiner Pflichten so nothwendig ist, und dessen Vortreflichkeit alle folgende Zeiten verehren werden?

Der Herr Graf von Brühl bezeuget sich auch in allen, wie es dem Caracter eines Groß-Veziers gemäß ist. Ich glaube schwehrlich, daß sich ein Türkischer Groß-Vezier bey unermäßlichen Verschwendungen so sehr bereichert hat; und wenn es ein solches Beyspiel geben sollte; so muß man hingegen in Erwegung ziehen, daß sich das kleine Sachsen, gegen den weiten Umfang des Ottomannischen Reiches, wie Eins gegen Hundert verhält. Die Brühlische Regierungsart in Sachsen werde ich in einem folgenden Briefe ausführlich beschreiben; und was die Intriguen in dem Serail anbetrifft, welche die Groß-Veziere spielen, um sich in ihren Posten zu erhalten, und alles von der Persohn des Sultans zu entfernen, was dem Monarchen eine wahre Einsicht in die Haushaltung und Regierungsart des Veziers bey-

bringen möchte; so glaube ich schwehrlich, daß es die Veziere in Constantinopel, oder Agra höher treiben können, als der Herr Graf von Brühl.

Ich muß Ihnen demnach sagen, liebster Freund, daß dieser Minister diejenigen Bedienten, welche um die Persohn des Königes sind, mit der äussersten Vorsicht erwählet; und niemand gelanget zu diesem Posten, als der dem Grafen auf das äusserste ergeben ist, und dessen Treue er genugsam geprüfet hat. Diese mitlern und geringern Bedienten um die Persohn des Königes verhindern also, daß jemand, der nur im geringsten verdächtig ist, zu dem König gelangen kann; und es kann niemand dem König seine Aufwartung machen, der dem Minister nicht vorher gemeldet ist, und worzu er nicht die Erlaubniß ertheilet hat. Den König aber allein zu sprechen, das ist so etwas unmögliches, daß sich desselben kein Sächsischer Conferenz-Minister rühmen kann; ohngeachtet zu diesen Posten nur Männer gelangen, von deren Ergebenheit der Premier-Ministre versichert ist.

Ein auswärtiger von Adel aus einem ansehnlichen Hause, welcher den Geheimten-Raths Caracter eines grossen Hofes führete, befand

sich

sich einstmals seines Vergnügens halber in Dresden; und glaubte, daß seiner Ehre daran läge, sich rühmen zu können, Sr. Königl. Majestät von Pohlen aufgewartet zu haben. Ohngeachtet der Herr Graf von Brühl, als er davon Erwehnung that, seiner gewöhnlichen Art nach, ihn mit grossen Complimenten versicherte, daß dieses Sr. Königl. Majestät zum besondern Vergnügen gereichen würde; so bemühete er sich doch sechs Wochen vergeblich nach dieser Ehre, ob er gleich sich die Woche drey- bis viermal bey Hofe einfand. Endlich vergieng diesem Cavalier, der seinem Naturell nach sehr freymüthig war, und dem übrigens der Herr Graf von Brühl nicht viel schaden konnte, die Geduld. Er sagte zu dem Cammer-Herrn, daß er keine Verwegenheit zu begehen glaubte, diese Ehre zu suchen. Er könnte sich aber eben so wenig vorstellen, weder daß Se. Königl. Majestät sich selbst vor aller menschlichen Gesellschaft einsperren wollten, noch daß es Leuthe gäbe, welche Se. Majestät wider ihren Willen in einer Art von einer unsichtbaren Gefangenschaft erhalten wollten. Mithin sey ihm dieser so oftmalige Refus unbegreiflich. Diese Freymüthigkeit hatte ihre Wirkung. Den folgenden

den Tag wurde ihm die Audienz von selbst angesaget. Es verstehet sich aber mit aller möglichen Vorsicht, und in Gegenwart des Cammer-Herrn. Dieses habe ich aus dem eignen Munde dieses Geheimten-Raths.

Ja! was wollen Sie sagen? Werthester Freund; man treibet die Vorsicht viel höher. Wenn Se. Königl. Majestät ausfahren, oder im Schlosse in die Capelle gehen; so könnte es sich fügen, daß sie jemand anträte, oder ihnen ein dem Minister unangenehmes Memorial überreichte. So bald also Se. Majestät den Fuß vor das Zimmer setzen wollen; so müssen die Pagen und Kammerdiener vorher recognosciren, ob jemand da stehet, der ihnen verdächtig scheinet, welcher sodann sofort sich entfernen muß, wenn er nicht gewarten will, daß ihn die Wachten hierzu nöthigen. Diesen Umstand habe ich mehrmalen mit eigenen Augen gesehen.

Ich habe in auswärtigen Landen eine allgemeine Verwunderung gefunden, wie es möglich ist, daß Se. Königl. Majestät von Pohlen die üble Haushaltung ihres Ministers nicht einsehen, und wie schlecht durch diesen Mann ihnen und ihren Landen gerathen wird. Allein,

wer die Gestalt der Sachen in der Nähe, und die grosse Vorsicht des Grafen von Brühl kennet, der läßt sich eine dergleichen Verwunderung nicht einfallen. Es ist fast nicht möglich, daß etwas zu Sr. Majestät dringen kann, welches dem Minister nachtheilig wäre. Alle diejenigen, welche sich ihrer Persohn nähern, sind Creaturen des Ministers, welche Sie mit nichts als der grossen Weisheit des Grafen von Brühl, und seinen bewundernswürdigen Anstalten und Einrichtungen zum Besten ihrer Lande, unterhalten. Wie ist es also möglich, daß Sie jemals die Augen eröfnen können? Aber, urtheilen Sie, liebster Freund, wie viel hassenswürdiger ein Minister ist, welcher seines Eigennutzes halber, zum Unglück der Länder, seinem Monarchen auf die allerlistigste Art gleichsam einen dicken Flohr vor die Augen ziehet, und in einer Art von unsichtbarer Gefangenschaft erhält. Ohnfehlbar haben die ehemaligen Major domus in Frankreich auf eben die Art angefangen, wie der Graf von Brühl, bis sie endlich nach und nach immer weiter giengen, und es so grob machten, daß sie den König nur alle Jahr einmal dem Volke sehen, und ihn auf einem mit Ochsen bespanneten Wagen herumfahren liessen.

Wahr-

Wahrhaftig, liebster Freund, ich bin weit entfernet, einen Regenten zu tadeln. Ich beklage sie vielmehr. Sie werden auf eine so künstliche Art betrogen, daß der weiseste kaum im Stande ist, durch die Flöhre hindurch zu sehen, die man ihnen allenthalben vor die Augen hält. Das einzige, was sie vor dem Betrug schützen könnte, wäre ein unaufhörliches weises Mißtrauen; und in der That glaube ich nicht, daß das Vertrauen und die Freundschaft unter die Eigenschaften eines weisen Regenten gehören. Es ist wahr, das ist ein Zustand, der sie vieler Annehmlichkeiten des Lebens beraubet. Aber ihr Stand würde gar zu glücklich seyn, wenn sie auch aller Glückseligkeiten der Privatpersohnen fähig wären. Kann wohl ein Mensch in diesem Leben eine vollkommene Glückseeligkeit geniessen?

Der bemerkenswürdigste, aber vor ihre Völker beseufzenswürdigste Umstand ist, daß sie fast gar keine Gelegenheit haben, ein so weises Mißtrauen zu lernen. Gemeiniglich suchen diejenigen, welche Prinzen erziehen, ihnen gerade die entgegen gesetzten Grundsätze einzuflössen, damit sie selbst dereinst von einem grossen

Ver-

Vertrauen Vortheil ziehen wollen; und öfters gehet die menschliche Bosheit so weit, daß man mit Fleiß ihren Verstand nicht sehr schärfet, damit sie um so eher eines grossen Vertrauens fähig seyn sollen. Es ist hier eben so beschaffen, als mit der Freygebigkeit. Ein Regent soll nichts weniger als freygebig seyn. Er hat eigentlich gar nichts eignes; er ist nur der Haushalter seines Volkes. Allein diejenigen, welche Prinzen erziehen, drücken ihnen gemeiniglich gerade die entgegengesetzten Grundsätze ein; weil sie hoffen, daß ihnen die Freygebigkeit des Prinzen dereinst am meisten zu statten kommen soll.

Sehen Sie, mein Allerwerthester, auf diese Art hat sich der Graf von Brühl beständig in der Gunst seines Königes erhalten. Ich glaube so gar, daß wenig Versuche gemacht worden sind, ihn daraus zu setzen. Denn jedermann hat die Unmöglichkeit sofort in die Augen geleuchtet; und niemand empfindet einen grossen Trieb bey sich, sein Glück zum Besten der Völker aufzuopfern.

Die Versuche, die etwan geschehen seyn dürften, mögen wohl am meisten von Seiten

des

des Herrn Grafen von Warckerbarth = Salmour, Oberhofmeister des Churprinzen, hergerühret haben. Niemand ist wohl mit der Regierung des Herrn Grafen von Brühl weniger zufrieden gewesen, und welcher vernünftige Mensch kann es seyn; und niemand ist auch weniger geneigt gewesen dem Premier-Ministre zu schmeicheln, und seine Gunst beyzubehalten, als dieser gelehrte und verdienstvolle Herr. Er äusserte seine Unzufriedenheit öffentlich, und gegen Persohnen, die er eben nicht mit seiner Vertraulichkeit beehrte. Mir selbst, als ich ihm zum erstenmal aufwartete, gab er bey einer besondern sich ereignenden Gelegenheit sein Urtheil von dem Premier = Ministre, auf eine zwar feine, aber sehr deutliche Art zu verstehen. Vielleicht hat ihm diese Offenherzigkeit am meisten unfähig gemacht, etwas auszurichten. Der Herr Graf von Wackerbarth hat dannenhero auch verschiedene mal auf dem Punct gestanden, alle seine Bedienungen niederzulegen; ja er hatte es schon einmal wirklich gethan, und sich von Hofe entfernet. Allein die besondere Gewogenheit des Churprinzen gegen ihn, hat ihn immer wieder zurück gezogen.

An-

Angesehene Leuthe haben mir versichern wollen, daß einsmals die Churprinzeßin einen Versuch gemacht habe, ihrem Königlichen Schwiegervater über das Betragen des Grafen von Brühl die Augen zu öfnen. Allein meines Erachtens ist der Nachfolger selten fähig, wider die Günstlinge des regierenden Herrn etwas auszurichten. Dieses haben tausend Beyspiele gezeiget. Die Günstlinge haben hier gar zu scheinbare Vorwände zu ihrer Entschuldigung vor sich, die so beschaffen sind, daß sie bey dem regierenden Herrn gar leicht Eindruck machen.

Dieser Versuch soll bald nach der Vermählung des Churprinzen geschehen seyn. Dargegen haben mich vor sechs Jahr Leuthe versichern wollen, daß sich die Umstände ganz abgeändert hätten, und daß sich der Herr Graf von Brühl auch bey dem Churprinzlichen Hofe so beliebt zu machen gewust habe, daß keine Abänderung zu hoffen sey, wenn sich auch ein Fall ereignen sollte. Es scheinet, daß der Graf von Brühl diejenige Zauberkraft im höchsten Grade besitzet, welche die Marschallin von Ancre vor öffentlichen Ge-

richte gestand. Sie sagte, sie hätte die Königin von Frankreich durch diejenige Zauberkraft regieret, womit die starken Geister über die schwachen herrschen. Aber hier möchte ich diese Vergleichung nicht gern anwenden. Ich wollte lieber eine solche Zauberkraft annehmen, womit die listigen Geister über die aufrichtigen herrschen.

Dießmal werden Sie ohnfehlbar denken, daß ich den Schluß ganz und gar vergesse. Jedoch hier ist er unter der gewöhnlichen aber wahren Versicherung, daß ich bin

Dero

F : : : t.
den 4 August
1760.

zärtlicher Freund und treuer
Diener.

Sechs-

Sechster Brief.

Unvergleichlicher Freund.

Um Ihnen meinen vollkommenen Gehorsam zu beweisen; so fahre ich sogar ohne alle Eingangs-Complimente fort.

Dem König Philipp dem vierten in Spanien, welcher sich von seinem Minister, dem Herzog von Lerma, vermöge einer blinden Ergebenheit unumschränkt regieren ließ, wurde einstmals ein Zettel unter seinen Teller gelegt, mit der Aufschrift: Philipp dem vierten, ehedem König von Spanien und Indien, anjetzo bey dem Herzog von Lerma in Diensten. Diese Aufschrift machte mehr Eindruck bey dem Könige, als die allergründlichsten Vorstellungen jemals hatten wirken können; und die Ungnade des Herzogs von Lerma erfolgte gar bald darauf.

Der Urheber dieses Zettels hat so gar Unrecht nicht gehabt. Da man in der Welt nicht auf die eitlen Namen, sondern auf den eigentlichen Grund und die wahre Beschaffenheit der Dinge sehen muß; so ist der Minister, welcher sei-

seinen König und dessen Staaten unumschränkt regieret, eigentlich der wahre Regent und Souverain, der König aber scheinet ein Freund dieses wahren Souverains zu seyn, dem er sein reichliches Auskommen in Ruhe und Gemächlichkeit zu verzehren gestattet.

Selbst die Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller sind von der Wahrheit genugsam überzeuget, daß der Ministrissimus eigentlich der wahre Regent ist. Wie oft lieset man nicht die Ausdrücke: unter der Regierung des Cardinals Richelieu: unter der Regierung des Cardinals Mazarin. Wohlan denn! liebster Freund, ich will Sie in diesem Briefe von der Regierung und Hofhaltung des Herrn Grafen von Brühl unterhalten.

Wenn ein König seinem Minister die Regierung anvertrauet, und sich vor seine Persohn gleichsam zur Ruhe begiebt; so verändert sich die ganze Gestalt der Regierung. Dieser Minister-Regent, man muß hier in einer so verkehrten Sache auf eine so widersprechende Art reden; dieser Minister-Regent, sage ich, unterziehet sich einer Sache, welche alle menschliche Kräfte übersteiget. Der weiseste Regent fin-

findet genug Beschäftigung, den Zusammenhang der Angelegenheiten zu unterhalten, und alles im Ganzen zu übersehen, als worauf die Pflicht des Regenten eigentlich ankommt. Dieser grossen Last unterziehet sich nicht nur der Minister-Regent; sondern er will auch dabey die Pflichten und Verrichtungen eines Ministers ausüben, das ist, in die eigentlichen Umstände der Angelegenheiten einzudringen, und vor deren Expedition zu sorgen.

Wenn ein solcher Minister-Regent der weiseste Mann unter allen lebendigen Menschen wäre; wenn er einen englischen Verstand, und eine Einsicht von einem unermäßlichen Umfang hätte; so würde er sich hierdurch einer Last unterziehen, die vor seine Schultern zu schwehr wäre. Da es nun allemal einen sehr mittelmäßigen Verstand anzeiget, wenn man Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; da man die wahre Weisheit bey denenjenigen am allerwenigsten suchen muß, die sich bey den Höfen zudrängen, und solche Posten suchen; so ist der allergewisseste Erfolg allemal dieser, daß der Minister Regent die unaussprechliche Last der Geschäfte, die er übernommen hat, nicht zur Hälfte bestreiten kann.

Was sind die Folgen hiervon? Keine andere als diese, werthester Freund, daß sich der Minister Regent auf seine Secretairs verlassen muß, die er zu Ausrichtung der Geschäfte braucht. Diese werden also die eigentlichen Minister von dem Minister Regenten; und da der Minister Regent im Grunde der wahre Souverain ist; so werden seine Secretairs die wahren Ministers des Staats. Diejenigen Ministers aber, welche neben dem Ministrissimo noch vorhanden sind, behalten nur den eitlen Nahmen, und werden gleichsam nur zum Staat unterhalten, weil auf sie gar nichts ankommt.

Das ist also die Veränderung, die in der Regierung eines jeden Staats vorgehet, so bald er einen Minister Regenten bekommt. Allein man darf nur sehr wenig Einsicht haben, um wahrzunehmen, wie nachtheilig diese Veränderung einem jeden Staate seyn muß. Wenn man auch voraussetzet, liebster Freund, daß die Welt eine so traurige Gestalt hat, daß ein jeder nicht unterläßt, sich zu bereichern, wenn er Gelegenheit darzu hat; und daß es mithin die wirklichen betitulten Minister eben so wohl thun würden, als die Secretairs des Ministrissimi;

so ist es doch gewiß, daß die Triebfedern der Ehre und des Ruhms bey wirklichen Ministern eine grosse Kraft haben, daß sie vor das Beste des Staats sich bearbeiten, und sich schämen, sich auf eine allzu offenbare Art bestechen zu lassen.

Allein diese Triebfedern ermangeln bey solchen Secretairs. Da alles, was sie gutes zum Besten des Landes zu Stande bringen, oder angeben, dem Minister zum Verdienst gereicht, und auf dessen Rechnung geschrieben wird; so suchen sie nichts als ihren Eigennutz zu vergnügen; und da sich der Ministrissimus obgezeigter massen auf sie verlassen muß; so sind die Geschäfte und Angelegenheiten des Staats in sehr üblen Händen.

Eben diese Beschaffenheit, die auf denen natürlichen Folgen der Dinge beruhet, hat es mit der Brühlischen Regierung in Sachsen. Da er denen Geschäften unmöglich genugsam vorstehen kann; so muß er sich auf seine Secretairs verlassen, die in der That die Minister des Minister Regenten sind. Es ist in Sachsen sehr gleichgültig, einen Conferenz-Minister oder Presidenten eines Collegii, den jetzigen Consistorial-Presidenten ausgenommen, vor oder wider sich zu haben; allein wenn ein

Brühlischer Secretair sich vor oder wider die Sache intereßiret, darauf kommt alles an; und durch dieselben kann man alles erhalten. Die Sache mag so ungerecht und mit so grossen Schwierigkeiten verknüpfet seyn, als sie will; so kann derjenige, so sich diesen Canal mit ein paar Hundert Ducaten eröfnet hat, versichert seyn, allemal durchzudringen.

Diese Leuthe haben auf nichts Betracht, wenn sie nur ihren Eigennutz dabey finden. Um ihnen, liebster Freund, nur ein besonderes Beyspiel hiervon zu geben; so haben alle schriftsässige Stadt-Räthe in Sachsen, die Sitz und Stimme auf den Landtägen haben, das Recht der freyen Wahl, um die erledigten Stellen in denen Raths-Collegiis durch die meisten Stimmen zu besetzen. Dieses Recht gehöret unter die hauptsächlichsten Freyheiten der Sächsischen Städte, die ihnen bey jedem Anfange einer neuen Regierung auf das feyerlichste confirmiret werden.

Allein ich wollte wohl eine starke Wette eingehen, daß sich in Sachsen keine einzige Schriftsäßige Stadt befindet, der man nicht von Hofe Bürgermeister und Rathsglieder durch Recommen-

mendationen und ausdrückliche, zuweilen oft wiederhohlte Befehle obtrudiret hätte. Wenn man sich nach denen Canälen erkundiget, wodurch diese eingeschobenen Raths-Glieder von Hofe begünstiget worden sind; so ist solches allemal durch einen Brühlischen Secretair, oder vielmehr Minister geschehen.

Sie können also leicht erachten, werthester Freund, daß sich diese Secretairs sehr bereichern. Ich könnte Ihnen 8 bis 10 Brühlische Ministers und Günstlinge hernennen, die halbe und ganze Tonnen Goldes, und noch mehr Reichthümer zusammengescharret haben. Der Brühlische Geheim-Secretair Hennicke, der gleichsam der Premier-Ministre des Minister Regenten war, kaufte sich ein Guth in der Ober-Lausitz vor funfzig Tausend Thaler, und andere funfzig Tausend Thaler wendete er an den Bau und eine so prächtige Ausmeublirung, die mehr als Gräflich war. Dennoch rühmt er sich selbst noch sehr grossen baaren Vermögens. Hierbey war er nichts weniger als ein guter Hauswirth. Er ahmete seinem Herrn in der Verschwendung auf eine verwundernswürdige Weise nach. Er hielt sich 4 Laquayen in blau

und rother Livree mit Golde, und ließ so viel aufgehen, daß es ihm manche Grafen aus alten Häusern nicht hätten gleichthun können.

Das Spaßhaftigste war, daß einstmals dieser kleine Premier-Minister mit seinem Souverain zerfiel. Es ist mir unbekannt, ob Se. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz, der grosse Premier-Ministre zuerst über ihren Geheim-Secretair mißvergnügt geworden sind, oder ob dieser kleine Premier-Ministre zuerst mit seinem Souverain unzufrieden wurde. Allein so viel ist gewiß, daß sich der Geheim-Secretair gegen seinen Herrn sehr trotzig bezeugte. Der Minister-Regent ließ ihm vermelden, daß er sich selbst eine Bedienung im Lande aussuchen möchte, welche er wollte. Allein er antwortete, daß man ihm eine Bedienung antragen möchte; so würde er sehen, ob sie ihm anständig wäre. Wenigstens hat sich Herr Hennike dieser Antwort in einem Hause, wo ich bekannt war, selbst gerühmet, und dabey zu verstehen gegeben, daß man wohl Betracht vor ihn haben müste, weil er reden könnte. Jedermann würde die Ursache seines Trotzes errathen haben, wenn er auch nichts davon zu verstehen gegeben hätte.

Ohn=

Ohnfehlbar hat sich der Herr von Globig, der nach der Zeit verschiedene Jahre die Verrichtungen eines Brühlischen vertrautesten Secretairs auf sich gehabt, weit vernünftiger aufgeführet; weil ihn der Minister-Regent mit seiner Bruders-Tochter verheirathet, und zu der ansehnlichen Würde eines Consistorial-Presidenten erhoben hat. Unterdessen verrathen solche Ovidianischen Verwandlungen allemal einen sehr übel regierten Staat. Sie sind das vornehmste Kennzeichen einer willkührlichen und despotischen Regierung. Es ist wahr, der Herr von Globig war schon vorher wirklicher Hof- und Justitz-Rath, aber die ganze Welt wuste, daß er im Grunde, seinen Geschäften nach, weiter nichts als Brühlischer Secretair war.

Jedoch solche erstaunliche Verwandlungen aus denen Brühlischen Bedienten sind so häufig geschehen, daß, wenn ich, liebster Freund, solche alle erzählen wollte; so würde ich damit allein einen Bogen erfüllen müssen. Se. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz machten ihren Läufer zum Ober-Zeugschreiber in Dresden, eine Bedienung, die funfzehn Hundert Thaler jährlich einträgt, damit dieser Mensch die Tochter des

Ober-

Ober-Mühlen-Inspectors heirathen konnte, welche eine der allerreichsten Parthien in Dresden war. Einen ihrer Küchschreiber, auf den sie eine Ungnade geworfen hatten, weil er sich mit einem dero Secretairs nicht vertragen konnte, und der übrigens nur eine sehr kurze Zeit in ihrem Hause gewesen war, wollten sie aus dero Hause entfernen, und zugleich wegen seines übeln Bezeigens bestrafen. Derohalben wurde er zum General-Accis-Inspector in Dresden gemacht; und in Vergleich der Versorgung der übrigen Brühlischen Bedienten war dieses in der That eine Strafe. Denn diese Bedienung trug nur sechs bis höchstens acht Hundert Thaler jährlich ein.

Denn es ist eine der allerstandhaftesten Maximen Sr. Erlauchten Excellenz gewesen, keinen Bedienten aus dero Hause zu lassen, den sie nicht auf das allerreichlichste versorgten. Ein jeder Laquay, wenn er einige Jahre dero Livree getragen hatte, erlangte dahero das Recht auf eine gute Bedienung einen Anspruch zu machen; und bey der grossen Menge der Brühlischen Bedienten, so wohl in als ohne Livree, sind die einträglichsten Bedienungen im Lande, mit

Brüh-

Brühlischen Bedienten besetzet worden. Die Bedienungen, die etwas weniger einträglich waren, kamen an die Domestiquen von den Brüdern des Herrn Premier-Ministers, und denn an die Bedienten anderer Verwandten und Creaturen des Brühlischen Hauses.

Es scheinet aus diesen und allen andern Handlungen dieses Ministers, daß er sich fest überredet habe, der Staat von Sachsen beruhe lediglich auf seiner Familie und auf seinem Hause, und daß alle Sächsische Länder nur zu dem Ende vorhanden sind, seine Familie und seine Hausgenossen glücklich zu machen. Wenn er diese Gedanken nicht gehabt hätte; so würde er doch einige vernünftige Ueberlegungen gemacht, und vor das Urtheil der Welt einigen Scheu getragen haben. Allein alle seine Handlungen zeigen klärer, als der helle Mittag, daß er sich niemals den geringsten Betracht vor das Urtheil seiner vernünftigen Nebenmenschen einfallen lassen.

Urtheilen Sie selbst, werthester Freund, wie sehr die Brühlischen Dienste bey einer solchen Beschaffenheit gesucht worden sind. Ich kann Ihnen auf das theuerste versichern, daß sie allemal

mal denen Hofdiensten des Königes sehr weit vorgezogen worden sind. Wenn jemand die Wahl hatte, ob er die Livree des Königes und des Königlichen Hauses, oder die Livree des Premier=Ministers erwählen wollte; so konnte man alles verwetten, daß er die letztere erwählen würde. Denn in der Königlichen Livree hatte er nichts zu gewarten, wenn er alt wurde, als daß er die Hälfte seines zeitherigen Gehalts zur Pension erhielt; dahingegen hatte er sich in der Brühlischen Livree ganz unfehlbar eine gute und einträgliche Bedienung zu versprechen; wenn er auch nicht so glücklich seyn sollte, des Herrn Permier=Ministers, oder seiner Gemahlin Gnade zu erwerben. Denn man wird kaum ein oder zwey Beyspiele ausfindig machen können, daß ein Bedienter ohne eine gute Stelle fortgejaget worden ist; und diese musten es sehr grob gemacht haben.

Eben diese Beschaffenheit hat es mit denen jungen Edelleuthen. Adeliche Eltern, die nicht Mittel genug hatten, um allein auf die Ehre zu sehen, gaben ihre Söhne allemal lieber als Pagen bey dem Minister, als bey die Königliche Familie. Eben so würde ein Edelmann von we-

nig

nigen Vermögen allemal lieber erwählet haben, Haus- und Staats-Officier in dem Brühlischen Hause zu werden, um die Frau Gräfin zu führen, als Hof-Juncker bey dem Könige zu werden. Denn die Versorgung und das Glück, so in dem Brühlischen Hause auf ihn wartete, war ungleich gewisser und reichlicher. Aus solchem Vorzuge erhellet meines Erachtens am allerdeutlichsten, wer eigentlich Regent im Lande ist.

Unterdessen müssen Sie nicht meinen, liebster Freund, als wenn der Herr Graf von Brühl eine sehr vorsichtige Wahl in seinen Bedienten getroffen, und nur sehr ausgesuchte und geschickte Leuthe in seine Dienste genommen, mithin das Land dabey nichts eingebüsset hätte, die Bedienungen in allerley Arten von Geschäften aus seinem Hause besetzet zu sehen. O! ganz und gar nicht! mein Allerwerthester. Man gelangete ohne alle Verdienste und Geschicklichkeit durch sehr kleine und verächtliche Canäle in das Brühlische Haus. Ein Kammermädgen, ein Kammerdiener, ein Laufer der in Gunst stand, war im Stande denjenigen gewiß allemal in das Haus zu bringen, den sie darzu bestimmt hatten.

Ich

Ich weiß besondere Beyspiele von Leuthen, die wegen ihrer Ungeschicklichkeit und schlechten Aufführung in andern Diensten nicht wohl fortkommen konnten, und durch solche Canäle dennoch in das Brühlische Haus gelangten, und Secretairs, Küchenschreiber, Kammerdiener und dergleichen wurden; da ich denn gemeiniglich ein paar Jahr darauf mit Erstaunen erfuhr, was vor einträgliche Bedienungen im Lande sie nunmehr bekleideten.

Kurz! der einzige und Hauptgrundsatz von der ganzen Regierung Sr. Excellenz ist das Glück seiner Familie und seiner Hausgenossen. Dieses ist die Richtschnur und der Polarstern, wonach alle Geschäfte und Angelegenheiten von Sachsen geleitet werden. Ich wollte Ihnen, liebster Freund, gern erzählen, was der Herr Graf von Brühl in seiner Regierung vor Anstalten und Maaßregeln zu einer vollkommenen Cultur des Landes genommen, und auf was Art er die Commercien und Manufacturen unterstützet und befördert hätte. Allein, ohngeachtet aller genauen Erkundigungen habe ich nicht das geringste erfahren können. So viel hingegen weiß jedermann in Sachsen, daß dieser Minister sehr auf-

merksam ist, wenn es darauf ankommt, Manufacturen und Fabriken in seinen eigenthümlichen Städten Forsta und Pförten, entweder auf seine Rechnung anzulegen, oder zu befördern. Da werden keinerley Arten von Unterstützungen und die herrlichsten Königlichen Privilegien nicht gespahret.

Er hat sogar von seiner eigenthümlichen Stadt Pförten, einem sehr kleinen Städtgen, eine besondere doppelte fahrende Post nach der Ober- und Nieder-Lausitz, welche die Woche zweymal gehet, zu grosser Bequemlichkeit seiner daselbst angelegten Manufacturen und Fabriken, aber zum grossen Nachtheil der Königlichen Posteinkünfte, woraus diese Posten unterhalten werden, anlegen lassen. Dahingegen könnte man dem Herrn Grafen von Brühl weit ansehnlichere Städte in Sachsen zeigen, welchen die Communication der Posten miteinander, zu grossen Nachtheile ihrer Gewerbe ermangelt, und wo die Königlichen Einkünfte gewiß Vortheil zu gewarten hätten, wenn daselbst neue Posten angeleget würden. Allein wenn die Glückseeligkeit und der Eigennutz des Brühlischen Hauses mit einer Anstalt nicht ver-

bunden ist; so hat es gute Zeit damit. Ich weiß verschiedene Beyspiele, daß Städte und ansehnliche Edelleuthe Vorschläge zu Anlegung neuer Posten gethan haben, welche denen Königlichen Posteinkünften nicht anders als vortheilhaftig seyn konnten. Allein, es ist nicht das geringste hierinnen geschehen. Kaum daß man sie angehöret, oder ihnen darauf geantwortet hat.

Wenn ein Minister, oder Feldherr dem Staate ausnehmende Dienste leistet; so verdienet vielleicht sein Eigennutz und seine Bereicherungsbegierde einige Nachsicht. Wenn Richelieu durch seine bewundernswürdige Klugheit die Krohn Frankreich in und ausserhalb des Reiches zu dem höchsten Ansehen befördert; wenn Colbert durch weise Maaßregeln und unermüdete Vorsorge die Commercien und Manufacturen binnen kurzer Zeit blühend macht; Wenn Marlbroug, Eugen, der Graf von Sachsen und viele andere Helden, durch grosse Siege und Heldenthaten ihren Monarchen und dem Reiche die wichtigsten Vortheile verschaffen; so verzeihet man es ihnen, wenn sie ihren Familien grosse Reichthümer hinterlassen.

Allein,

Allein, wenn der Herr Graf von Brühl den Demosthenes, Cicero, Plinius, und alle grosse Redner aus ihrer Gruft hervorholete, daß sie ihm mit ihrer Beredsamkeit zu statten kommen sollten; so würden sie nicht das geringste ausfindig machen können, was dieser Minister vortheilhaftiges und nützliches vor Sachsen ausgerichtet, und zu Stande gebracht hätte. Er hat vielmehr durch seine übeln Maaßregeln Sachsen in drey unglückliche Kriege gestürzet. und durch seine enormen Verschwendungen, und die deshalb bis auf den äussersten Punct getriebenen Abgaben, schon vor dem jetzigen Kriege eine Menge Unterthanen aus dem Lande zu gehen genöthiget.

Es ist in der That kaum glaublich, schätzbarer Freund, wie hoch dieser Minister Regent die Pracht und Verschwendung getrieben hat; wenn man sich nicht durch seine eignen Augen davon überzeuget hat. Ich habe Ihnen in meinem Briefe vom 23 Julii, wo ich mich anders recht erinnere, die Versicherung gegeben, daß ich keinen Königlichen Hof gefunden habe, der es in der Pracht und Verschwendung dieser grossen Excellenz gleich gethan hätte. Als ich

in denen Jahren 1744 bis 1747 in Dresden war; so wurde die Brühlische Tafel niemals geringer als mit dreyßig Schüsseln besetzet; und das mit einer solchen Profusion und Verschwendung, daß die Bedienten, wie sie wollten, Essen aus dem Hause schleppen konnten. Ein klein Tractament muste wenigstens aus funfzig Schüsseln bestehen, und ein grosses wohl aus achtzig und hundert. Ich habe nach der Zeit Königliche Höfe gesehen, wo die Königliche Tafel ordentlich und gewöhnlicher maassen nur mit zwölf Speisen besetzet worden ist, und bey Tractamenten mit vier und zwanzig bis dreyßig.

Zu eben der Zeit bestanden die Brühlischen Bedienten wenigsten aus Zweyhundert Persohnen. Darunter waren zwölf Kammerdiener, zwölf Pagen, alle mögliche Haus-Officiers von Stallmeistern, Bereitern, Haushofmeistern, Küch- und Kellerschreibern, und wie sie nur an dem größten Hofe befindlich seyn können. Die Küche bestand aus vier Mundköchen, zwölf andern Köchen, und so viel Küchenjungen und Beyläufern, daß sie über dreyßig Persohnen hinanstieg. Die Kellerey und Canditorey war fast eben so stark; und man versicherte mich,

 daß

daß mehr als Hundert Bediente in Livree vorhanden wären.

Wenn der Herr Graf von Brühl keine Kammer-Junker hatte; so waren hingegen eine besondere Art von Haus-Officiers vorhanden, welche von guten Adel waren, die Frau Gräfin führeten, und sonst die Honneurs des Hauses machten, die auch einen stärkern Gehalt hatten, und besser versorget wurden, als die Kammer-Junker an Königlichen und Fürstlichen Höfen.

Machen Sie einmal, liebster Freund, von einem so erstaunlichen Aufwand nur einen mässigen Ueberschlag; setzen Sie die grosse Pracht der Meublen, nicht allein in Dresden, sondern auf seinen übrigen Schlössern hinzu, die alles übertrift, was man sich davon vorstellen kann; überrechnen Sie die Kosten der prächtigen Gärten in Dresden und auf seinen Güthern; fügen Sie den Aufwand auf seine überaus grosse Bibliothek, Kunst- Naturalien- und Mineralien-Cabinet, und die Gallerien von theuren Gemälden hinzu, und sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß solches alles mit einer Million jährlich bestritten werden kann! Ich wenigstens

möchte nicht der Entrepreneur seyn, um vor diese Summe den Aufwand Sr. Excellenz zu unterhalten. Bey allen solchen unaussprechlichen Verschwendungen aber noch unermäßliche Güther zusammen zu bringen; das ist eine Kunst, welche, so lange als Menschen auf unsrer Kugel wohnen, gewiß noch niemand gekonnt hat, und wir wollen zur Ehre des menschlichen Geschlechts hoffen, auch niemand wieder ausüben wird.

Als ich diese unbeschreibliche Verschwendung mit eignen Augen ansah; so war das bevorstehende Falliment der Steuer-Casse dem Grafen von Brühl schon mehr als zu wohl bekannt; wie denn ihr Verfall noch Zeit meiner Anwesenheit in Dresden völlig ausbrach. Dennoch, ob gleich durch die Nichtauszahlung der Interessen von denen Steuer-Schulden unzähligen rechtschaffenen Leuthen, und Witwen und Waysen, die ihr ganzes Vermögen darinnen hatten, gleichsam das Brod aus dem Munde gerissen, und sie in den elendesten Zustand versetzet wurden; so wurde doch von aller dieser Pracht nicht das allermindeste eingeschränket.

Ja

Ja! was noch mehr ist, werthester Freund, und woran ich ohne schmerzliche Rührung nicht denken kann, um diese Pracht zu unterhalten, und den Credit der Steuer noch etwas hinzuflicken; so wurde allen Gerichten in Sachsen anbefohlen, die Depositen-Gelder zur Steuer-Casse zu liefern, und davor Steuerscheine anzunehmen. Die auf öffentlichen Treu und Glauben niedergelegten Gelder, das Vermögen der Waisen und Unmündigen, welches eine jede vernünftige und rechtschaffene Regierung mit äusserster Vorsorge zu schützen schuldig ist, wurde hier so gut als geraubt. Denn die davor gegebenen Steuerscheine verlohren gar bald allen ihren Werth. Man redete damals davon, daß ein gleicher Befehl an alle Kirchen und milden Stiftungen ergangen wäre, ihre vorräthigen Capitalien einzuliefern; und mithin hätte man gar kein Bedenken getragen, auch so gar den Altar zu berauben. Ich kann aber nicht vor gewiß behaupten, ob es geschehen ist. Die Sache ist mir ausser Acht gefallen, so daß ich mich niemals weiter darnach erkundiget habe, wenn ich in Sachsen gewesen bin.

Wahrhaftig! edelster Freund, die Haut schaudert mir, wenn ich mir vorstelle, daß ein menschliches Gemüth in der Welt gefunden werden kann, welches lieber seine vernünftigen Nebengeschöpfe, die mit ihm Wesen von einerley Art sind, in das erschrecklichste Elend und Dürftigkeit versetzen, und ihnen gleichsam den Bissen Brod aus dem Munde reissen, als von denen übertriebensten und ausschweifendesten Verschwendungen etwas nachlassen will. Dieses ist eben eine so erschreckliche Tyranney, als alles, was die grausamsten Wütriche jemals gegen ihre Nebenmenschen ausgeübet haben.

Ohnfehlbar wird mein schätzbarer Freund die Scarteque gelesen haben, welche vor einigen Jahren zu Vertheidigung Sachsens und des Herrn Grafens von Brühl unter dem Titul des gerechtfertigten Ephraims herauskam. Man äusserte darinnen die lächerlichen Grundsätze, daß die Verschwendung des Hofes, und folglich auch des Herrn Grafen von Brühl, zu Belebung der Künste und des Nahrungsstandes, Sachsen nützlich gewesen sey.

Wenn an diesen Grundsätzen etwas weniges wahr ist; so muß nothwendig vorausgesetzet

zet werden, daß sich alle Unterthanen in guten Wohlstande befinden, und die Abgaben sehr mäßig sind. Denn was vor ungereimte Begriffe müste man nicht von der Wohlfarth der Staaten haben, wenn man behaupten wollte, daß die Verschwendung des Hofes den Nahrungsstand befördere; ohngeachtet die Härte der Abgaben so groß sey, daß dadurch ein grosser Theil der Unterthanen ausser Vermögen und Nahrung gesetzet werden!

Allein, wenn auch diese Grundsätze in ihrer weitläuftigsten Erstreckung wahr wären; so hat doch die Verschwendung des Herrn Grafen von Brühl gewiß niemals den Nahrungsstand in Sachsen befördert. Das meiste zu seinen Verschwendungen ließ er aus fremden Ländern einführen. Seine Schuhe zu Hundert Paaren auf einmal, seine Peruquen zu Dutzenden, wurden aus Paris verschrieben; und so gar Pasteten kamen auf der Post aus Paris. Die Chocolade, ohngeachtet sie in Dresden und Leipzig sehr gut verfertiget wird, muste aus Rom und Wien kommen; und alles was man fast ansah, war nicht in Sachsen verfertiget.

Sie werden vielleicht sagen, daß doch zu einer so grossen Verschwendung unzählige Dinge erfordert würden, die unmöglich in fremden Ländern gemacht werden könnten. Ja! das ist wahr, mein Allerliebster. Aber es hatte mit denen Brühlischen Arbeiten eine besondere Beschaffenheit, daß auch diese dem Nahrungsstande in Sachsen nicht zum Vortheil gereichten.

Die Handwerker wurden nämlich nicht bezahlet. Sie musten einige Jahre laufen, ehe sie ihre Rechnungen bezahlt bekamen. Ich habe sie Dutzend weise in dem äussersten Brühlischen Vorzimmer stehen sehen, wo sie öfters ziemlich laut redeten, und sich unnütze machten. Wollten sie endlich nach zwey und dreyjährigen Laufen ihre Bezahlung haben; so musten sie denen Brühlischen Secretairs und Haus-Officiers so viel spendiren, daß sie nicht den geringsten Vortheil von ihrer Arbeit übrig behielten. Wahrhaftig! mich deucht, daß auf diese Art der Nahrungsstand in Sachsen von dem Brühlischen Aufwand eben nicht viel Vortheil gehabt haben kann.

Ich

Ich könnte über die Materie von der Brühlischen Regierung und Pracht noch verschiedenes sagen. Aber sie müssen mir hier erlauben zu schliessen. Es befällt mich diesen Abend der Schlaf mehr als gewöhnlich. Sie werden dieses aus der krummen Stellung der vorhergehenden fünften Zeilen sehen. Gute Nacht also

Mein Allerliebster,

Dero

F = = t,
den 6 August
1760.

aufrichtigster Freund und
Diener.

Sie=

Siebenter Brief.

Vollkommenster Freund.

Ich werde Morgen Besuch erhalten. Der Herr von B*** reiset durch hiesige Gegend nach ***. So bald mir meine Freunde dieses schrieben; so habe ich ihn in einem Briefe förmlich angeworben, ein paar Tage allhier bey mir zuzubringen; ohngeachtet ich mit ihm eben in keiner sehr vertraulichen Freundschaft stehe. Er hat eingewilliget, und wird Morgen hier seyn. Auf diese Art erhalte ich doch eine kleine Veränderung in meiner Einsamkeit; und dieses ist die Ursache, warum ich den Brief, der erst übermorgen früh mit der Post abgehet, schon heute schreibe.

Ich werde Ihnen in diesem Briefe die Cameral- und Finanz-Verwaltung des Herrn Grafen von Brühl über Sachsen vorzutragen die Ehre haben: und es ist mir, als wenn ich meinen theuren und gesetzten Freund bey Lesung dieser Worte schon im Voraus etwas lächeln sähe. Ja! wahrhaftig! mein Allerliebster, das

ist

ist die lustigste Seite, von der man den Minister Regenten betrachten kann; und wenn nur so viel ehrliche und rechtschaffene Leuthe, so viel in das äusserste Elend gestürzte Wittwen und Waisen über seine Finanz-Verwaltung nicht Fluthen von Thränen vergossen hätten; so könnte man von ganzen Herzen darüber lachen.

Einen solchen Verschwender in dem Posten eines Finanz-Ministers zu sehen; welches doch der Haupt-Caracter des Herrn Grafen von Brühl war, ehe er zum Premier-Ministre ernennet wurde; das ist wahrhaftig! die allerlustigste Scene von der Welt. Das ist eben, als wenn man ein näschigtes Kind zum Aufseher über eine Canditorey macht, oder die allerverbuhlteste Dirne zur Abtißin über ein Nonnen-Kloster einsetzet, um die Kloster-Frauen zu einem keuschen und heiligen Leben anzuhalten.

Wenn man die Beschaffenheit vieler Regierungen in der Welt erwäget; so möchte man über das Schicksal der Völker, die mit ihrer Wohlfarth auf die allergröbste Art spielen lassen müssen, blutige Thränen weinen. Ehrgeizige Menschen bemächtigen sich durch die allerlistigsten, boshaftigsten und niederträchtigsten

Ca-

Cabalen der allerwichtigsten Posten des Staats, worauf die Wohlfarth der Völker am meisten ankommt, ohne daß sie die allergeringsten Begriffe von der zu ihren Stellen nöthigen Erkenntniß haben.

Bey dem unendlichen Gott! liebster Freund, ich habe Commercien-Minister gesehen, welche nicht das allergeringste von denen allerersten Grundsätzen der Handlung gewust haben; Bergwercks-Presidenten, welche kaum einen Bleyglanz gekannt haben; Finanz-Minister, welche nicht die allerersten Ideen von dem Endzwecke und Zusammenhange eines Finanz-Wesens gehabt haben, und Minister der auswärtigen Geschäfte, welche die allerungereimtesten und übelgegründesten Meinungen sowohl von dem Interesse und dem Zustande ihres eigenen, als der benachbarten Staaten, verrathen haben.

Sie haben ohne Zweifel, liebster Freund, aus meinen vorhergehenden Briefen bemerket, auf was Art der Herr Graf von Brühl Finanz-Minister geworden ist. Weil der Graf von Sulkowsky gern Ober-Cammerherr werden will, welche Stelle sich vor seine catholi-

sche

sche Religion schickt; so wird der Graf von Brühl zum Finanz-Minister gemacht, mit eben der Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Völker, als wenn es darauf angekommen wäre, ein paar Comödianten auf dem Schauplatze ihre Kleider mit einander verwechseln zu lassen. Ob der Graf von Brühl etwas von dem Finanz-Wesen verstehet, ob er im Stande seyn wird, die Wohlfarth von Sachsen in dieser Stelle zu befördern, davon ist hier ganz und gar die Frage nicht. Genug, daß hierdurch der verfluchenswürdige Ehrgeiz zweyer Menschen vergnügt wird, welche zum Unglück der Völker die Geschicklichkeit besessen haben, sich bey zwey Monarchen, Vater und Sohn, in Gnade zu setzen.

Und woher sollte wohl der Graf von Brühl einige Kenntniß in dem Finanz-Wesen erlanget haben? Von Kindheit an in den Hofdiensten mit denen Intriguen der Höfe beschäftiget, hat er sich nie auf das Studiren und die Wissenschaften beflissen, und eben so wenig Gelegenheit gehabt, durch Zuhören und Arbeiten in denen Finanz-Collegiis, aus der Erfahrung etwas zu lernen. Wenn ihm also

die

die Vorsehung nicht eine unmittelbare Erleuchtung hierinnen mitgetheilet hat; so ist es unmöglich, daß er die geringste Erkenntniß darinnen haben kann.

Seyn Sie auch versichert, werthester Freund, daß er sie nicht hat. Ich habe ihm einstmals durch eine sehr reizende Vorbildung, die ihn sehr aufmerksam machte, auf diese Materie gebracht, und nicht die leichteste Teinture von Finanz-Grundsätzen bey ihm gefunden.

Die Erfahrung hat es auch leider genugsam gezeiget, wie schlecht seine Einsicht in das Finanz-Wesen beschaffen gewesen ist. Man würde diesem Minister sehr unrecht thun; wenn man ihm beymessen wollte, daß er nur in einer einzigen Art von Geschäften, ausser seinem Eigennutz und Verschwendung, gewisse Grundsätze angenommen hätte. Allein wenn man sein Betragen in Verwaltung der Sächsischen Finanzen auf einfache Sätze bringt; so sind es keine andere, als daß er in den Tag hineinlebte, und seine eigene und des Hofes Verschwendung so lange durch Aufhäufung unermäßlicher Schulden unterhielt, als die Steuer

Cre-

Credit hatte; hernach aber die Unterthanen mit einer unerschwinglichen Last von Abgaben belegte, um diese Verschwendungen dennoch fortsetzen zu können.

Ich kenne kein Finanz-Wesen, das in so erschrecklicher Unordnung ist, als das Sächsische. Ich rede hier nicht von denen Schulden, worinnen sein Verfall freylich gleichfalls erbärmlich ist, sondern von seiner innerlichen Einrichtung. Der Contributions-Fuß, die sogenannten Schocke, ist ein so ungeheures Chaos, daß die ältesten Bedienten bey der Steuer und Accise selbst in einer Egyptischen Finsterniß tappen, und nicht einen Strahl von Licht sehen, wodurch sie sich zurecht finden könnten. Da weiß man nichts von ordentlich formirten Wirthschafts-Etaten, so wenig von allgemeinen, als von besondern. Man nimmt, wo sich etwas nehmen läßt.

Der Herr Graf von Brühl hat nie einen Finger gereget, diesen erschrecklichen Unordnungen abzuhelfen. Die Haupt-Summe aller seiner an die Cammer, an die Steuer, und an das Accis-Collegium ergehenden Befehle

hält im Grunde allemal den einfachen Satz in sich, daß sie Geld schaffen sollen.

Es ist ein so gemeines Finanz-Principium, welches sogar jeder Bauer ausübet; nämlich daß man eine Sache erhalten muß, wenn man Nutzen daraus ziehen will; und daß mithin die Kosten zu Erhaltung der Sache die allernothwendigsten Ausgaben sind, welche allen andern in der Welt vorgehen müssen. Aber auch von diesem Principio weiß der Graf von Brühl nichts. Ehe er von des Hofes, oder nur von seiner Verschwendung etwas einziehen sollte, um auf die Erhaltung Kosten zu wenden; so möchten alle künftigen Einkünfte der Sächsischen Domainen zu Grunde gehen.

Es fällt mir hiervon ein besonderes Beyspiel bey. Ich besuchte vor funfzehn Jahren im Churcrayse den * - - - - wo - - - - war, welcher erzählte: Es habe vor dem Jahre die Elbe an dem besagten Ort, wegen der durchaus schadhaften und verfallenen Dämme durchbre-

*) Ich habe diese Stelle verstümmeln müssen, um ehrlichen Leuthen, die vermuthlich noch leben, keinen Nachtheil zu verursachen. Herausgeber.

brechen wollen, wodurch an Wiesen und Feldern der Königlichen Domainen, und an den Güthern der Privatpersohnen über vier Tonnen Goldes Schade geschehen, und überdieß die Elbe ihren Lauf verändert haben, und einige Meilen eher in das - - - - - Territorium geflossen seyn würde. Es hätte derselbe den Anschlag zu Ausbesserung der Dämme auf das genaueste gemacht, dergestalt daß darzu 1500 Thaler Kosten erfordert worden wären, und solchen an die Cammer nach Dresden eingesendet. Allein obgleich alle Mitglieder die äusserste Nothwendigkeit dieser Reparatur eingesehen; so hätten ihn doch einige davon in Privatbriefen versichert, es sey der Cammer unmöglich dieses Geld aufzubringen; weil alle mögliche aufzubringende Gelder dem Hofe geliefert werden müsten, ohne daß darüber Einwendungen angenommen würden. Man habe ihm Vorschläge zum Vorschuß gegen eine spähtere Abrechnung gethan, welche er endlich eingegangen, und die Reparatur besorget habe.

Was vor ein Zustand, liebster Freund, wenn eine Königliche und Churfürstliche Cammer nicht 1500 Thaler aufbringen kann, um ei-

einen Schaden von vielen Tonnen Goldes zu verhindern, oder wenn sie sich wenigstens nicht getrauen darf, von denen, zu der Verschwendung des Hofes und des Ministers bestimmten Geldern so viel zurück zu behalten; so, daß vielleicht der Schade geschehen wäre, wenn der ehrliche Amtmann sich nicht eine auf zwey Jahr hinausgesetzte Abrechnung hätte gefallen lassen.

Bey einer so tollen Wirthschaft konnte es endlich unmöglich anders kommen; als daß die Schulden aller Sächsischen Cassen zu so ungeheuren Summen anwuchsen, daß endlich denen Gläubigern weder Interessen noch Capital ausgezahlet werden konten; und mithin die Steuer-Casse, die zeither den besten Credit gehabt hatte, in gänzlichen Verfall gerieth. Denn noch ein vier bis fünf Jahr vor dem Ausbruch des Falliments war der Credit der Steuer so groß, daß alle die armen unglücklichen Leuthe, welche um ihr Geld gebracht sind, es vor ein grosses Glück hielten, ihr Geld in der Steuer unterzubringen, und mit grossen Verlust Steuer-Cassen-mäßige Münzsorten einwechselten, weil kein ander Geld darinnen angenommen wurde.

Allein

Allein ich habe diesen Ausgang vier bis fünf Jahr vorhergesehen, und durch mein Wiederrathen ein paar Familien von ihren äusserſten Unglück errettet. Dieses Vorhersehen, liebster Freund, bedurfte keiner grossen Weisheit. Denn solche unermeßlichen Verschwendungen, sowohl des Hofes, als des Ministers, konnten nach den natürlichen Folgen der Dinge, Sachsen in keine andere Umstände führen.

Zwar gerechter und redlicher Weise, hätte sich dieses Falliment der Steuer-Casse niemals ereignen können. Es ist von Anfange der Brühlischen Regierung an, kein Landtag in Sachsen gehalten worden, auf welchen nicht die Quatember- und Pfennigsteuern, und viele andere Abgaben erhöhet, und die Ritter-Pferdgelder von neuen verwilliget worden. Zur Ursache dieser Erhöhungen wurde allemal angegeben, daß die zu diesen oder jenen Ausgaben bestimmten Gelder nicht zugereichet hätten. Da nun das Land durch die erhöheten Abgaben diesen Nonvalenten schon genug gethan hatte; ich bitte Sie, würdigster Freund, wie konnten redlicher Weise solche ungeheure Schulden entstehen?

Es giebt unzählige vernünftige Leuthe in der Welt, welche sich fest überreden, daß der Herr Graf von Brühl die Steuer-Casse mit Vorsatz und grossen Vorbedacht habe in Verfall gerathen lassen, damit er sich bey diesen Unordnungen und den Unwerth der Steuer-Scheine, die er alsdenn wohlfeil einzukaufen, und der Steuer wieder vor voll anzurechnen wuste, destomehr bereichern konnte. Allein da ich zur Ehre der Menschheit mir die Menschen nicht gern äusserst boshaftig vorstelle, so lange sich ihre Handlungen auf eine andere Art erklären lassen; so kann ich wohl sagen, daß ich dieser Meinung nicht zugethan bin.

So viel ich glaube; so hat der Herr Graf von Brühl über die Folgen, die seine seignen und des Hofes Verschwendungen dereinst vor das gute Sachsen haben würden, niemals die geringste ernstliche Ueberlegung gemacht. Haben sie wohl, liebster Freund, noch jemals einen offenbaren Verschwender gesehen, welcher sich den geringsten Kummer und Sorgen gemacht hätte, wohin ihn endlich seine Verschwendungen führen werden, und was aus ihm werden wird, wenn er sein Vermögen durch-

durchgebracht hat? Wie viel weniger also wird sich jemand darum bekümmern; der offenbar zur Verschwendung geneigt ist, was vor Folgen seine Verschwendungen auf das Land und vor andere Leuthe haben werden; und man thut meines Erachtens unrecht, wenn man nicht die Billigkeit hat, den Herrn Grafen von Brühl aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten.

Unterdessen will ich gar nicht läugnen, daß dieser Minister nicht seinem Vortheil aus dem Verfall der Steuer gezogen habe, da sie einmal geschehen war. Es sind hiervon gar zu deutliche Zeugnisse vorhanden. Wir wissen auch, werthester Freund, daß er sich darüber nicht zu tode gegrämet hat. Denn noch zur Zeit lebet er; und wenn er jemals eine Bekümmerniß darüber empfunden hat; so muß er sie tief in sein Herz verschlossen haben; weil sein heiteres Gesicht bey diesem Zeitpunct sich nie verfinstert hat.

Jedoch lassen Sie uns doch nunmehr sehen, was der Herr Graf von Brühl vor Maaßregeln ergriff, als das Falliment der Steuer-Casse ausgebrochen war! Es wurden ihn von

geschickten Leuthen sehr gründliche Projecte gemacht, welche den Credit binnen wenig Jahren hätten wieder herstellen können. Allein sie wurden nicht angenommen; vermuthlich weil einige davon in sich enthielten, daß der Hof, und mithin auch der Herr Graf von Brühl, sich gänzlich enthalten müsse, in gewissen Arten von Einkünften, künftig die Hand zu haben.

Dahingegen wurde das windichte Project von einer mit Leibrenten vereinigte Tontine mit grossen Freuden angenommen; vermuthlich weil es darauf ankam, neue Schulden zu machen, ohne daß es deshalb eben so absolut nothwendig nicht war, die alten zu bezahlen. Man versprach denen Einlegern in diese Tontine *güldene* Berge. Die Interessen sollten nicht allein denen Ueberlebenden zuwachsen; sondern man wollte auch ihren Erben bis in das zehnte Glied wohlthun, und ihnen eben diese Interessen bezahlen.

Allein der Herr Graf von Brühl, sowohl als der Projectmacher, müssen die Welt vor überaus einfältig angesehen haben; wenn sie geglaubt haben, auf diesen vergoldeten Leimruthen Vögel zu fangen. Das ganze Project

kam

kam eben so heraus, als wenn ein fallit gewordener Kauffmann, ehe er sich mit seinen Gläubigern gesetzet hätte, denenjenigen funfzig pro Cent Interessen versprechen wollte, die ihn auf sein ehrliches Gesichte, zu Bezahlung seiner Gläubiger, Geld vorschiessen wollten. So wie aber schwehrlich ein lebender Mensch so dumm seyn wird, dieses zu thun; so gieng auch dieses Tontinen-Project in Luft und Wind, woraus es entstanden war.

Man sah sich also genöthiget ein gründlicher Project zu ergreifen; und was konnte dieses vor ein anderes seyn, als daß es über die armen Unterthanen hergieng, welche fast allenthalben das beweinenswürdige Schicksal haben, daß sie nicht allein durch die ungezähmten Leidenschaften und die Regierungsfehler ihrer Regenten äusserst unglücklich werden; sondern auch das daraus entstandene Unglück und Verderben des Staats aus ihrem Vermögen wieder heilen, und gut machen sollen.

Es wurde demnach ein Landtag ausgeschrieben; und man kam auf demselben mit einem Project von einer Capitations- und Vermögensteuer hervorgerücket, welche neun Jahr dauren

sollte. Man hatte die Rechnung gemacht, daß diese Steuer jährlich eine Million einbringen sollte. Ohngeachtet nun niemand als ohngefähr ein zwanzig Schmeichler und Pensionisten des Hofes einwilligten, welche nicht den zwanzigsten Theil der Landstände ausmachten; dahingegen sich alle andere standhaft darwider setzten, weil das Land unmöglich mehrere Abgaben ertragen konnte; so gebrauchte sich doch der Herr Graf einer willkührlichen despotischen Macht, warf alle Grundverfassungen des Staats und alle Freiheiten und Gerechtsame der Stände über dem Haufen, und führte diese Capitations- und Vermögensteuer dennoch de facto ein. Ja! als diese neun Jahr verflossen waren; so ließ er sie nach eben solchen despotischen Grundsätzen noch ferner fort dauren.

Der Anschlag, daß diese Capitation und Vermögensteuer jährlich eine Million Reichsthaler eintragen sollte, war eher zu gering, als zu hoch gemacht. Sie hat ganz ohnfehlbar jährlich wenigstens anderthalb Millionen tragen müssen. Man muß in Sachsen wenigstens anderthalb Millionen Menschen annehmen. Würtemberg hat eine halbe Million, das gewiß

wiß zweymal kleiner, und bey weiten nicht so bevölkert ist. Es lebte kein Mensch in Sachsen, welcher von dieser Capitation befreyet war. Dienstbothen und Bettelleuthe haben sie entrichten müssen. Die geringste Capitationssteuer war jährlich ein Gulden bis zwölf Groschen. Der Mittelstand muste jährlich zwey, drey bis vier Reichsthaler entrichten. Hierzu kam noch die Vermögensteuer von denen unbeweglichen Güthern. Man müßte gar nicht rechnen können; wenn man behaupten wollte, daß diese Capitations- und Vermögensteuer nicht allerwenigstens anderthalb Millionen jährlich eingetragen hätte. Merken Sie sich dieses, werthester Freund! Dieses macht nach der allermäßigsten Rechnung binnen zehen vollen Jahren funfzehen Millionen.

Der Minister Regent, hat seit 1746 eine Abdankung nach der andern bey der Armee vorgenommen. Die ganze Welt weiß, daß das Sächsische Kriegesheer im Jahr 1756 aus 15000 Mann bestand. Sachsen hat in denen allerfriedlichsten Zeiten ehedem 25000 Mann unterhalten, in bedenklichen Zeiten mehr als 30000 und in Kriegeszeiten wohl 40000 Mann.

Der Minister hat also seit 1746 bis 1756 jährlich allerwenigstens den Unterhalt von zehen tausend Mann ersparet. Dieses beträgt nach der mäßigsten Rechnung jährlich eine Million, und mithin in zehen Jahren, zehen Millionen. Auch diesen Artikel merken Sie sich, liebster Freund.

Ferner hat Sachsen im Jahr 1747 von dem Churfürstenthum Hannover zu Bezahlung der Steuerschulden sechs Millionen Reichsthaler geborget, und davor den Sächsischen Antheil der Grafschaft Mansfeld und alle Churfürstliche Aemter in Thüringen mit allen ihren Einkünften, die hohe Landes-Obrigkeit ausgenommen, verpfändet. Ich wünsche, daß Sie auch diese Post nicht vergessen.

Sodann hat die Stadt Leipzig in dem vorhergehenden Kriege, an Se. Königl. Majestät von Preussen, vor das ganze Land fast zwey Millionen Contribution bezahlet, und davor an das ganze Land Aßignation erhalten. Der Minister Regent hat diese Contributionen mit allen Interessen und Kosten über zwey Millionen von dem Lande eingetrieben. Allein die Stadt Leipzig hat nicht einen Heller wieder erhal-

halten, unter dem Vorwande, daß dieses Geld jetzo unumgänglich zu Bezahlung der Steuerschulden angewendet werden müste.

Lassen Sie uns doch zum Zeitvertreib, mein Allerwerthester, eine kleine Recapitulation machen!

15	Millionen	Einkünfte von der Capitation- und Vermögensteuer.
10	= =	Ersparter Unterhalt von der Reduction der Armee.
6	= =	Von dem Churfürstenthum Hannover erborget.
2	= =	Eingetriebene Contribution, so die Stadt Leipzig vorgeschossen, aber solche nicht wieder erhalten.

33 Millionen Summa.

Der Herr Graf von Brühl hat also, ohne alle ordentlichen, unter seiner Regierung schon sehr hoch erhöheten Einkünfte von Sachsen, bloß zu Bezahlung der Steuer-Schulden, 33 Millionen Thaler erhoben. Nun weiß aber die ganze Welt, daß weder ein inländischer, noch ein auswärtiger Gläubiger, an Capital nicht einen Heller, und an Interessen binnen diesen zehen Jahren kaum den zehnten Theil erhalten hat.

Die

die Preußischen Unterthanen allein ausgenommen. Allein alles was diese empfangen haben, beträgt noch nicht völlig eine Million. Ich bitte Sie, um GOttes willen, wo sind die andern 32 Millionen hingekommen?

Jedoch diese Rechnung ist bey weiten noch nicht alle. Sachsen hatte unter der Regierung des verstorbenen Königs Friedrich Augusts, und unter dem Ministerio des jetzigen Fürsten von Sulkowsky, etliche zwanzig Millionen Schulden, aber auch nicht mehr, wie ich von sicherer Hand weiß; dahingegen die Hof- Steuer- und Cammer-Schulden unter der Regierung des Herrn Grafen von Brühl über Hundert Millionen angewachsen sind. Die Einkünfte von Sachsen bestanden unter der Regierung des verstorbenen Friedrich Augusts in sechs Millionen Thaler. Hiervon wurde ein sehr splendider Hof unterhalten, die Maitressen und Misters bereicherten sich, und die Interessen von zwanzig Millionen Schulden wurden dennoch richtig bezahlet.

Der Graf von Brühl hat die ordentlichen Einkünfte von Sachsen durch die unaufhörlich erhöheten Abgaben bis auf acht Millionen getrie-

trieben; und darunter sind die Einkünfte von der Capitations- und Vermögen-Steuer keineswe- ges mit begriffen. Dennoch hat er binnen zehen Jahren, seit dem ausgebrochenen Falli- ment der Steuer, nicht den zehenten Theil der schuldigen Interessen bezahlet.

In allen Betracht, liebster Freund, giebt der Graf von Brühl ein erstaunenswürdiges Beyspiel an die Hand. Wenn eine Privat- persohn an liegenden Güthern 150 Tausend Thaler besässe, 100 Tausend Thaler Schulden gemacht hätte, von denen Einkünften seiner Güther weiter keine Interessen bezahlte, unter dem Vorwand seine Schulden abzutragen, 32 Tausend Thaler aufborgte, und dennoch nur ein Tausend bezahlte; würde man ihn nicht in einer jeden bürgerlichen Verfassung, wo Ord- nung und Gerechtigkeit statt fände, öffentlich pro prodigo erklähren müssen.

Hier aber sitzet ein solcher Mann an dem Ruder des Staats. Es geschiehet nicht mit seinem Vermögen, daß er auf so unsinnige Art wirthschaftet; sondern mit dem Vermögen des Landes, und mit dem Blut und Schweiß ar- mer Unterthanen. Er richtet dadurch eine

Men-

Menge rechtschaffener Familien zu Grunde, nimmt Witwen und Waisen dadurch ihr Vermögen, und stürzet sie in das äusserste Elend und Dürftigkeit, denen Armen aber entreisset er gleichsam durch die Härte der Abgaben das Brod aus dem Munde. Alles dieses treibet er gleichsam öffentlich vor den Augen der ganzen Welt, und zwar in erleuchteten und vernünftigen Zeiten, ohne auf das Urtheil seiner vernünftigen Nebengeschöpfe den geringsten Betracht zu machen.

Wahrhaftig! würdigster Freund, mein ganzes Blut empöret sich wider einen solchen Mann. Ich kann vor Unmuth und gerechten Empfindlichkeiten meiner Menschenliebe kein Wort mehr schreiben, als daß ich wahrhaftig bin

Dero

F : : : t
den 8 August
1760.

treuergebenster Diener.

Achter

Achter Brief.

Allerliebster Freund.

Ohnfehlbar werden Sie von dem Bombardement Nachricht haben, womit der General Laudon Breslau heimgesuchet hat. Zuverläßige Briefe versichern mich, daß über achtzig Häuser, worunter sich verschiedene Palläste befinden, unter Schutt und Asche liegen. Dieser General hat dieses Bombardement ohne allen förmlichen Angriff, und ohne alle Eröffnung der Laufgräben, vorgenommen. Folglich hat er sich wohl vernünftiger Weise keine Hofnung machen können, Breslau zu erobern. Er hat also diese Verwüstung vorgenommen, um das barbarische Vergnügen zu haben, zu verwüsten. Ohnfehlbar hat dieses die Rache wegen Dresden seyn sollen. Allein wie sehr verunehret diese Rache ihre Urheber. Dresden hat sein unglückliches Schicksal durch einen förmlichen Angriff, mit Beyfall aller Gesetze und Regeln des Krieges unter gesitteten Völkern, und zwar hauptsächlich durch die Schuld des Oesterreichischen Befehlsha-

bers erlitten. Allein wie sehr fehlen alle diese Umstände dem Bombardement von Breslau. Man erblicket an demselben allenthalben weiter nichts, als eine wütende Rachsucht, eines der unfehlbaresten Kennzeichen kleiner Seelen.

Glauben Sie wohl - - - - - Ach! um Verzeihung, werthester Freund! Jetzo erinnere ich mich Ihres strängen Befehles, daß ich Ihnen keine Betrachtungen über die Staats- und Krieges-Begebenheiten mittheilen soll, bis ich die Nachrichten von dem Grafen von Brühl zu Ende gebracht habe. Ich habe diesem Befehl den genauesten Gehorsam versprochen; und damit Sie sehen sollen, was ich vor Ehrerbiethung vor Dero Befehle habe; so will ich gleich durch den ganzen vorhergehenden Absatz einen Creutzstrich machen.

Aber wissen Sie wohl, mein Allerliebster, daß es nur bey mir stehet, Ihren ganzen Befehl zu vereiteln, ohne daß Sie mich des Ungehorsams beschuldigen können. Ich kann meine Nachrichten gewaltig abkürzen, und kann getrost schreiben, wie ich hier in optima forma juris thue, daß ich nichts mehr weiß, und daß dieses der letztere Brief von den Brühli-

schen

schen Nachrichten ist; gesetzt, daß ich auch noch die allergeheimesten und ergetzlichsten Nachrichten zu ihrer Belustigung im Vorrath hätte. Ich hoffe also, daß Sie mir eine kleine Dispensation über dieses Dero Gesetz ertheilen, und erlauben werden, daß ich zur Abwechselung auch meine Betrachtungen über die öffentlichen Angelegenheiten mit einmischen darf, damit sie indessen nicht bey mir veraltern; oder gar verfaulen, wie die Sprüchwörter des Sancho Pansa.

Ich werde Sie, werthester Freund, in dem gegenwärtigen Briefe von dem Betragen und denen Maaßregeln des Herrn Grafen von Brühl in Staatssachen unterhalten; und ich hoffe Sie zu überzeugen, daß dieser Minister sich darinnen niemals anders, als sehr klein und schwach bezeuget habe. Sie werden finden, daß er allemal eine über die Maassen geringe Einsicht in die Staatsklugheit zu erkennen gegeben, und in den Staats-Geschäften mit einer gänzlichen Unentschlossenheit und fest zugedrückten Augen, so wie der lustige Schwift seinen ehrlichen Hanß in dem Mährgen von der Tonne schildert, herumgetappt habe. Jedoch nehme ich den Fall aus,

wenn sein eignes Interesse damit verbunden gewesen ist. Denn in diesem, aber einzigen Fall, ist der Herr Graf von Brühl allemal sehr klug und entschlossen gewesen.

Ich will den Krieg über die Pohlnische Königs-Wahl, und die damaligen Staats-Angelegenheiten mit Stillschweigen übergehen; denn man könnte mir hier einwenden, daß die Staats-Geschäfte damals am meisten bey dem Grafen von Sulkowsky beruhet hätten; und in der That zweifle ich gar nicht, daß auch damals dieser letztere den meisten Einfluß dabey gehabt hat. Die erste wichtige Begebenheit in denen allgemeinen Angelegenheiten von Europa, in welcher das Betragen des Sächsischen Hofes ungezweifelt auf den Herrn Grafen von Brühl angekommen ist, ist demnach das Absterben Kayser Carl VI. und der über die Oesterreichische Nachfolge entstandene Krieg. Wir wollen also sehen, wie sich der Herr Graf von Brühl dabey aufgeführet hat.

Meines Erachtens hatte Sachsen unter allen denenjenigen Mächten, die auf die Oesterreichische Erbschaft Anspruch machten, das gegründeste Recht. Das Recht, welches das

Haus

Haus Bayern aus dem Testament Ferdinand des Iten herleitete, war ziemlich schwach; und als Gemahl einer Josephinischen Prinzeßin, muste Kayser Carl VII. allemal Sr. Königl. Majestät von Pohlen nachstehen, welche mit der ältern Josephinischen Tochter vermählet waren. Was aber Spanien anbetrift; so hat sich vielleicht niemand vorher im Traum einfallen lassen, daß die Spanische Linie des Hauses Bourbon einen Anspruch auf die Oesterreichische Erbschaft machen könnte. Aus dem Grunde, den Spanien anführte, würde Frankreich selbst noch eher einen Anspruch haben machen können. Denn es stammte von eben denen Spanischen Prinzeßinnen ab, woraus Philipp der Vte sein Recht herleitete; und Frankreich war überdieß die ältere Linie von eben diesen Prinzeßinnen.

Allein der Sächsische Anspruch hatte vielen Grund vor sich. Es ist allemal ein Oesterreichisches Familien-Gesetz gewesen, daß von zwey ohne männliche Erben versterbenden Erz-Herzoglichen Brüdern, die Töchter des ältern Bruders, die Töchter des jüngern ausschliessen, ohngeachtet dieser zuletzt regieret hat; und Ferdinand der IIte hat dieses ausdrücklich bestätiget.

Ueberdieß hatte Kayser Carl der VI. mit seinem Bruder Joseph einen feyerlichen Tractat eingegangen, daß die Josephinischen weiblichen Nachkommen allemal vor seinen Töchtern in der Nachfolge den Vorzug haben sollten. Kayser Carl VI. hatte also gar kein Recht, zum Vortheil seiner Tochter eine Pragmatische Sanction zu machen.

Ich glaube, daß wenig Leute von Einsicht in Europa gelebet haben, welche nicht unmittelbar nach Kayser Carl des VI. Tode mit aller Gewißheit, die man von künftigen Begebenheiten behaupten kann, vorausgesehen haben, daß Frankreich, dieser zweyhundertjährige Feind des Hauses Oesterreich, die Gelegenheit von Verlöschung des Oesterreichischen Mannesstammes nicht aus den Händen gehen lassen würde, um die Oesterreichische Macht zu zergliedern. Es war demnach eben so gewiß voraus zu sehen, daß die Pragmatische Sanction keine andere Gültigkeit haben würde, als welche sie durch den Ausschlag der Waffen haben würde.

Was that der Herr Graf von Brühl bey diesen so leicht voraussehenden Dingen, und bey denen Gerechtsamen des Hauses Sachsen auf die Oesterreichische Erbschaft? Er erneure-

te

te sechs Monat nach Absterben Kayser Carl VI, als schon die Absichten Frankreichs, die Oesterreichische Macht zu zergliedern, keinen Zweifel mehr unterworfen waren, seine Verbindungen wegen der Pragmatischen Sanction gegen Rußland, und gab diesem Hofe die bündigsten Versicherungen, solche zu halten. Dieser Schritt gab so sehr allen Mangel der Staatsklugheit zu erkennen, daß man sich solches bey einem Minister kaum vorstellen kann.

Er mochte sich entschlossen haben, oder nicht, daß der Sächsische Hof Anspruch auf die Oesterreichische Erbschaft machen sollte; so war dieser Schritt vor einen Minister unverzeihlich. Wollte er Anspruch machen; so war es der Klugheit nichtsweniger als gemäß, seine Verbindungen zu erneuren. Wollte er aber gar keinen machen; so muste er doch wenigstens Bedenken tragen, die Gewährleistung einer Erbschaft von neuen zu übernehmen, wider welche sich ein so fürchterliches Gewitter zusammen zog. Wollte man sagen, der Herr Graf von Brühl hätte diese Versprechungen gethan, ohne alle Absicht, sie zu halten; wie die Staatsleuthe tausendmal in der Welt verfahren hätten; so siehet man nicht, was der

Sächsische Hof aus der Erneuerung dieser Verbindung vor Nutzen hatte. Staatsleuthe, die ohne allen Nutzen mit Versprechungen und Verbindungen spielen, sind, auch nach denen Regeln einer bösen Staatskunst von ihnen zu urtheilen, allemal seichte und windichte Köpfe.

Was that der Herr Graf von Brühl ferner? Er machte auf die Führung der Böhmischen Wahlstimme vor dem Sächsischen Chur-Prinzen Anspruch. Wenn dieser Anspruch nicht das Brühlische Interesse zum Grunde hatte, um eine Wahlstimme mehr zu haben, die er an Frankreich verkaufen konnte; so finde ich abermals eine sehr schlechte Staatsklugheit darinnen.

Mann konnte diesen Anspruch nicht machen, ohne dem Wienerischen Hofe genugsam zu erkennen zu geben, daß man widrige Absichten gegen ihm hätte, und auf der Seite seiner Feinde die Anforderer an die Oesterreichische Erbschaft vermehren würde. Da man aber die Führung der Böhmischen Wahlstimme, nur wegen Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts der Königin von Ungarn und Böhmen, verlangte; so hieß das im Grunde eben so viel, als die Königin in übrigen als rechtmäßige Erbin

Kay-

Kayser Carl VI zu erkennen; und das war mithin ein eben so contradictorisches Verfahren, mit dem dadurch genugsam zu erkennen gegebenen vorhabenden Anspruch, als aus dieser ganzen übelausgesonnen Forderung nicht der geringste reelle Nutzen vor Sachsen entstehen konnte.

Wenn der Herr Graf von Brühl seine Entschlüsse gefaßt gehabt hätte, wie er sich auf diesen oder jenen Fall verhalten wollte; so würde er nicht also verfahren haben. Allein hieran fehlet es eben, daß der Herr Graf von Brühl noch in einer gänzlichen Unentschlossenheit war, was er thun wollte. Ich weiß besondere Umstände, daß diese gänzliche Unentschlossenheit bis wenige Wochen vor dem Einbruch der Sächsischen Truppen in Böhmen gedauret hat. Eine solche Unentschlossenheit zeiget meines Erachtens allemal einen grossen Mangel der Einsicht an. Es ist wahr, die Umstände sind öfters so zweifelhaftig, daß man sich noch nicht entschliessen kann. Allein ein einsichtiger und starker Geist, muß sich doch allemal in voraus entschlossen haben, was er auf diesen oder jenen Fall, und in diesen oder jenen Umständen thun will; und er richtet seine Schritte schon im voraus darnach ein, daß er sich weder in dem

einen noch in dem andern Falle, worzu er sich entschliessen wird, Nachtheil zufüget. Allein, Sie sehen leicht, werthester Freund, daß hier an solche Entschliessungen auf diesen oder jenen Fall noch gar nicht gedacht war.

Als endlich der Graf von Brühl beschlossen hatte, wider Oesterreich feindlich zu agiren; so würde ein jeder Staatskluger Minister, der an seiner Stelle gewesen wäre, unumgänglich vor nöthig gefunden haben, sich sofort mit Sr. Königl. Majestät von Preussen auf das engeste und vertraulichste zu verbinden. Denn vernünftiger Weise konnte er sich von Frankreich, mit welchen der Sächsische Hof kurz vorher wegen der Pohlnischen Königes-Wahl in so grosser Feindschaft gestanden hatte, nicht versprechen, daß er das Interesse von Sachsen sehr zu Herzen nehmen würde. Eben dieses konnte er sich nicht von Bayern versprechen, welches auf die ganze Oesterreichische Erbschaft Anspruch machte.

Ob er nun zwar allerdings ein Bündniß mit Frankreich und Bayern eingehen mußte; so war es doch nach allen Regeln der Staatsklugheit unumgänglich nothwendig, vornämlich mit Preussen in die engste und vertraulichste

Ver-

Verbindung zu treten; weil Preussen nicht auf die ganze Oesterreichische Erbschaft, sondern nur auf Schlesien Anspruch machte; und weil damals Preussen und Sachsen nichts weniger als in Mißtrauen und Feindschaft mit einander standen, und Preussen gar kein Interesse hatte, Bayern mehr als Sachsen zu begünstigen.

Allein weit gefehlt, daß der Graf von Brühl an eine so enge Verbindung mit Preussen hätte denken sollen, wodurch er sich allein versprechen konnte, nicht leer auszugehen, wenn der Krieg einen glücklichen Fortgang haben sollte; so wuste man ein Vierteljahr nach dem Einmarsch der Sächsischen Truppen in Böhmen nicht einmal, was man sich von Preussen zu versprechen hätte, ob es Freund oder Feind wäre. Sehen Sie hier, werthester Freund, eine Begebenheit, welche dieses offenbar beweiset, und welche so wahr ist, als die Sonne am Himmel.

Als zu Ausgang Novembers 1741 Prag erobert war; so wurde der General-Lieutenant von Birkholz mit einem Corps Sachsen, und der General-Lieutenant Pallastron mit einem Corps Franzosen und Bayern abgesendet, um die Oesterreichische Armee vollends aus Böhmen

men zu vertreiben, die sich bey Teutschbrod gesetzet hatte. Indem das Sächsische Corps auf der einen, und das Französische auf der andern Seite allerley Bewegungen machten; so kam ein Corps Preussen von 8000 Mann unter Anführung des General-Lieutenants, nachherigen General-Feldmarschalls von Kalckstein, und setzte sich denen Sachsen an die Seite nach Chrudim.

So bald die Sächsischen Generals die Ankunft dieses Preußischen Corps dem Grafen von Brühl meldeten; so war er in grosser Unruhe, was man sich zu diesem Corps Preussen zu versehen hätte. Er befahl dem Chevalier von Sachsen, und dieser dem General-Lieutenant von Birkholz, daß man den Preußischen General auf alle Art sondiren sollte, ob er mit freundschaftlichen, oder widrigen Gesinnungen eine solche Stellung nahe bey denen Sachsen genommen hätte.

Man schickte also einen Regiments-Quartiermeister nebst einigen Fouriers nach Chrudim, welche daselbst sich anstellen mußten, als wollte man Quartiere machen, indem man den Preußischen General sagte, daß es die Operationen der Sächsischen Armee erforderten, Chrudim

dim zu besetzen. Meines Erachtens war diese Art der Sondirung über die Maassen übel ausgesonnen; und wenn sie von den Herrn Grafen von Brühl selbst erfunden war; so macht ihn dieser Staatsstreich wenig Ehre. Die Preussen mochten nun Freund, oder Feind seyn; so war dieses in allen Betracht eine sehr einfältige und lächerliche Forderung. Denn so wie die Sachsen sagten, daß es die Operationen ihrer Armee erforderten, Chrudim zu besetzen; so konnten die Preussen antworten, daß es ihre Operationen erforderten, Chrudim besetzt zu behalten. Man konnte ohne eine lächerliche Einfalt nicht erwarten, daß ein Feind auf dieses Compliment Chrudim sofort verlassen würde; und gegen ein Freund war dieses ein ziemlich grobes Compliment.

Aber so ist es, werthester Freund; die kleinen kurzsichtigen Geister suchen die Staatsklugheit in nichts als List und Ränken. Sie gehen niemals gerade zu; und wenn ihnen das Ziel vor der Nase stehet, so nehmen sie doch allemal Umwege. Worzu war diese kleine verächtliche Tour nöthig. Man konnte dem General Kalkstein sagen lassen, daß, da Se. Königl. Maj. von Preussen gleichfalls in Krieg wider Oesterreich

reich begriffen wären; so hofte man nicht, daß dieser General Befehle habe, denen Alliirten Hinternisse in Weg zu legen; und man glaubte also, daß man wegen Annäherung dieses Corps Preussen unbesorgt seyn dürfte. Unterdessen wolle man sich des Generals Erklärung darüber ausbitten.

Der Herr General-Lieutenant von Kalkstein kehrete sich auch an diese kleine listige Tour gar nicht. Er war ein sehr ehrlicher und aufrichtiger Mann; und nach diesem Caracter antwortete er, daß er alle Absichten und Entzwecke dieses Compliments einsähe; und er ließ dannenhero denen Sächsischen Generals versichern, daß er ihren Operationen keine Hinternisse im Weg legen würde. Allein die Art und Weise dieses Compliments befremdete ihn, und es thäte ihm sehr leid, wenn sich die Sächsischen Generals die Vorstellung von ihm gemacht hätten, daß er auf dieses Compliment sofort Chrudim räumen würde. Er liesse ihnen aber hiermit melden, daß er dieses nicht thun würde.

Diese Historiette paßirte zu Ausgang Decembers 1741; und sie beweiset nur allzu klar, daß damals noch gar kein Einverständniß zwischen

schen dem Preußischen und Sächsischen Hofe war. Da nun der Graf von Brühl vor seinen Hof obgezeigter Maassen von Frankreich und Bayern sich wenig versprechen konnte; indem sie ihm dieses sogar deutlich zu erkennen gaben, da in dem Allianz-Tractat über die künftige Theilung der Oesterreichischen Länder, wo man sonst sehr freygebig ist, Böhmen dem Churfürsten von Bayern zugetheilet wurde, welches doch das einzige Land war, das Sachsen anständig seyn, und seine Macht wesentlich vermehren konnte; so embarquirte sich der Herr Graf von Brühl auf das gefährliche Meer des Krieges in einem elenden verfaulten Nachen, ohne alle gründliche und weise Maaßregeln. Wenn er sich aus diesem Kriege vor Sachsen einen wesentlichen Nutzen versprechen wollte; so muste er sich entweder mit Preussen, oder mit Frankreich, bald nach dem Absterben Kayser Carl VI. in die engesten und vertraulichsten Verbindungen einlassen, und ein ganz anderes Betragen beobachten. Allein bey seinen Maaßregeln hatte er sich nichts zu versprechen, wenn auch der Krieg auf Seiten der Alliirten den allerglücklichsten Fortgang hatte.

Es

Es ist wahr, zu Anfang des Jahres 1742 ließ sich der Sächsische Hof mit dem Preußischen in eine enge Verbindung ein, und untergab sogar sein Krieges-Heer dem Commando Sr. Königl. Majestät von Preussen. Allein, kaum einen Monath darauf faßte der Graf von Brühl schon wieder ganz andere Entschlüsse. Als die Oesterreicher im Winter 1742 mit glücklichen Erfolg in Bayern eindrangen, und sich desselben bemächtigten; so entfiel dem Sächsischen Minister der Muth; und nach seinem zweydeutigen Caracter, nach welchem er glaubt, daß die ganze Staatskunst in nichts als Ränken bestehet, glaubte er, daß er eilen müste, denen übrigen Alliirten mit geheimen Unterhandlungen an dem Wienerischen Hofe zuvor zu kommen.

Diese geheimen Unterhandlungen wurden von Ihro Majestät der Königin von Pohlen geführet, aber gewiß nicht ohne Vorbewust und Mitwirken des Grafen von Brühl. Erinnern Sie sich, werthester Freund, des allergeheimtesten Conseils dieses Ministers mit dem Pater Guarini, davon ich in einem meiner vorigen Briefe geredet habe. Ja! was noch mehr ist, diese geheime Unterhandlung der Königin mit

dem

dem Wienerischen Hofe wurde mit sehr weniger Vorsicht eingefädelt. Die Depechen giengen durch die Hände des Sächsischen General-Feldpostmeisters Jacobi, und folglich durch die Sächsische Armee; und es ereignete sich eine kleine Begebenheit damit, die ich Ihnen ein andermal melden werde, um mich jetzo dadurch nicht so sehr zu zerstreuen.

Sr. Königl. Majestät von Preussen waren diese geheimen Unterhandlungen des Sächsischen Hofes nicht verborgen. Ueberdieß war das Betragen des Cardinals Fleury in diesem Kriege über die Maassen zweydeutig; und wie sehr er geneigt war, seine Alliirten durch geheime Unterhandlungen zu berücken, hatte er einige Jahre zuvor in dem Kriege wegen der Pohlnischen Königswahl, gegen Spanien und Sardinien bewiesen. Wer konnte es also Sr. Königl. Majestät von Preussen verdenken, daß sie nach dem glorieusen Siege bey Zcaslau, einen sichern Frieden so unsichern Alliirten vorzogen?

Ohngeachtet dieses Betragens des Sächsischen Hofes, und ohngeachtet der Graf von Brühl die Sächsischen Trouppen schon im April 1742 von der Preußischen Armee zurück, und

die Sächsische Gränze gezogen hatte, so daß sie an dem Siege bey Zcaslau nicht den geringsten Antheil hatten; so sorgten doch Se. Königliche Majestät von Preussen in diesem Frieden vor Sachsen. Es ist zuverläßig, daß in denen Breslauischen Präliminarien in einem geheimen Artikel verabredet war, daß Sachsen einige angränzenden Creyse von Böhmen bekommen sollte. Warum dieser Artikel in dem Berliner Frieden nicht seine Wirkung erreichet hat, das wird der Herr Graf von Brühl am besten wissen. Da ich hier nichts schreibe, als was ich zuverläßig weiß; so will ich nicht entscheiden, ob sein unüberlegtes Betragen, oder sein Privat-Interesse, die Wirkung davon verhinderte.

Als der Wienerische Hof nach dem Berliner Frieden das Oberhaupt des Reiches auf eine ausserordentliche Art mißhandelte, und seine Absicht der Wiedereroberung von Schlesien deutlich genug zu erkennen gab; und mithin Se. Königl. Majestät von Preussen vermöge der Frankfurther Union sich genöthiget sahen, Ihre Armeen zu Unterstützung des unterdrückten Reichs-Oberhauptes, und zu Behauptung der einmüthigen Wahl der Churfürsten, welche

der

der Wiener Hof öffentlich vor ungültig zu erklähren die Dreustigkeit hatte, Ihre Armeen in Böhmen einrücken zu lassen; so gefiel es dem Herrn Grafen von Brühl, sich vermittelst des Warschauer Bündnisses auf die Oesterreichische Seite zu wenden; und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich Anfangs wider diesen Schritt des Grafen von Brühl nichts zu erinnern hatte.

Da ich mir die Menschen allemal vor das, was sie sind, nämlich als Menschen vorstelle; so bin ich sehr geneigt sie zu entschuldigen, und ihre Fehler zu übersehen; und wenn ich zu ihren Entschliessungen nur in etwas vernünftige Gründe finde; so überrede ich mich immer, daß sie diese Gründe vor Augen gehabt haben. Es schienen mir aber der glückliche Fortgang der Oesterreichischen Waffen in denen Jahren 1742 bis 1744, und die Stärke der Allianz vermittelst der Verbindung von Engelland, Holland, und Oesterreich, allerdings wichtige Bewegungsgründe zu seyn.

Ich war sogar geneigt, in dieser Verbindung eine ausserordentlich grosse Staatsklugheit zu finden. Der abermalige Krieg zwischen Preussen und Oesterreich machte es ziemlich

wahrscheinlich, daß ein grosser Haß zwischen diesen beyden Häusern einwurzeln würde, der zu vielen künftigen Kriegen Anlaß geben würde Einem jeden von diesen Krieg führenden Häusern muste alsdenn allemal die Allianz von Sachsen, welches gleichsam die Thür war, wodurch ein Haus dem andern in das Herz seiner Staaten eindringen konnte, von äusserster Wichtigkeit seyn. Ich stellete mir vor, daß der Herr Graf von Brühl diese Allianz dem Hause Oesterreich theuer verkaufet haben würde, und sich nicht mit eiteln Vertröstungen auf künftige Eroberungen abspeisen lassen; sondern sich ein paar Creyse von Böhmen, eben wie der König von Sardinien von dem Mayländischen, ausbedungen haben würde.

Ja! was noch mehr ist, ich glaubte, daß der Herr Graf von Brühl dem Hause Sardinien auf die Spuhr gekommen wäre, die grosse Staatsklugheit dieses Hauses nachahmen, und bald Preussen, bald Oesterreich beystehen, allemal aber die Sächsische Allianz um keine windichte Hofnungen, sondern um einen reellen Preiß verkaufen würde. Ich zweifelte gar nicht, daß ein so kluges Betragen dem Hause Sachsen eben so zum Vortheil gereichen würde, als sich

Sar-

Sardinien dadurch groß gemacht, und die Königliche Würde verschaffet hat.

Allein ich habe mich in allen diesen schönen Voraussetzungen erschrecklich geirret. Der nachherige Erfolg hat genugsam gezeiget, daß der Graf von Brühl von allen diesen Gründen keinen einzigen gehabt hat, als er sich zu dem Warschauischen Bündniß bewegen ließ. Er hatte sich durch die allerwindichsten Versprechungen durch einen Partage-Tractat in die Haut des Löwen, der noch erst gefangen werden sollte, verleiten lassen, Sachsen in einen neuen Krieg zu stürzen, welcher diesem unglücklichen Lande an Kriegeskosten und Preußischen Contributionen, wenigstens zwanzig Millionen gekostet hat.

Wenn er bey einem so windichten Partage-Tractat der künftigen Eroberungen nur im geringsten auf einen reellen Nutzen von Sachsen gesehen hätte; so würde er sich wenigstens die Creyse von Böhmen disseit der Eger, die an Sachsen gränzen, in dem Warschauer Tractat haben stipuliren lassen, und die schon in dem geheimen Artikel der Breslauer Präliminarien vor Sachsen bestimmt waren, auf dem Fall nämlich, wenn keine Eroberungen über Preussen

gemacht würden. Sollte ihm dieser Fall nicht einfallen? Wie einfältig müste er alsdenn nicht seyn! War ihm nicht Sardinien in dem Wormser Tractat mit einem so Staatsklugen Beyspiele vorgegangen?

Er konnte auch unmöglich zweifeln, daß er nicht diese Bedingungen von Oesterreich erhalten würde. Der Sächsische Beystand war damals diesem Hause so äusserst nothwendig, daß es entweder ganz Böhmen und Mähren verlohren geben, oder Frankreich und Bayern auf der andern Seite die völlige Obermacht lassen muste. Wenn Oesterreich Schwierigkeiten gemacht hätte, diese Bedingungen einzugehen; so würde Groß-Brittannien dasselbe schon, eben wie bey dem Wormser Tractat, darzu vermocht haben; welches gar wohl einsah, daß ohne den Sächsischen Beystand die Oesterreichische Sache gänzlich verlohren war, wovor Engelland doch schon so viel aufgeopfert hatte.

Unter der Garantie der Seemächte konnte Sachsen auch sicher seyn, daß Oesterreich diese Bedingungen erfüllen muste; eben wie sie solche Sardinien zu halten genöthiget worden sind. Müssen die Oesterreichischen Minister nicht in

ihren Herzen gelacht haben, daß sie in denen äussersten Nöthen, worinnen jemals Oesterreich gewesen ist, einen so einfältigen Minister fanden, der ihnen 24000 Mann Beystand verschaffete, und sich davor auf die allerwindigsten Hoffnungen vertrösten; ja! was noch mehr ist, der sich Gesetze vorschreiben ließ, was Sachsen von denen künftigen Eroberungen vor einen geringen Antheil haben sollte; da es ihnen in ihrer damaligen grossen Noth vernünftiger Weise gar nicht um künftige Eroberungen, sondern um Errettung von der gänzlichen Unterdrückung zu thun seyn muste.

Jedoch was sage ich? werthester Freund. Der Herr von Brühl war gar nicht einfältig, wenigstens nicht in Ansehung seines eignen Nutzens. Ich könnte Ihnen die Summen nennen, welche damals Engelland diesem Minister opferte, um ihn zu dem Warschauer Bündniß zu vermögen, und vielleicht werden Sie sich, mein Allerliebster, erinnern, damals in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Königin von Ungarn Majestät der Gräfin von Brühl eine ansehnliche Herrschaft in Böhmen schenkte. Das waren also die wahren und eigentlichen Bewegungsgründe, welche den Sächsischen Minister

bewogen, den Warschauer Allianz-Tractat zu schliessen; und die Wohlfarth und der Nutzen von Sachsen kamen dabey auf keine andre Art in Betracht, als wenn der Himmel ein so verschwenderisches Glück verleihen würde, das alle windichten Partage-Tractate in Erfüllung gehen könnten. So spielet man mit der Wohlfarth der Völker. Ewige Vorsehung! Wie glücklich werde ich dereinst seyn, wenn ich einsehen kann, warum in dem Zusammenhang der Dinge solche Minister nöthig sind!

Vielleicht würde Sachsen nicht in äussersten Grad unglücklich gewesen seyn; wenn der Graf von Brühl nur in dem Fortgange des Krieges diejenigen Maaßregeln ergriffen hätte, welche ihm die allergemeinste Vorsicht und Klugheit an die Hand geben konnte. Sachsen hatte sich bloß als Hülfleistender Theil ansehen lassen wollen; und da die Grundsätze des Völkerrechts oder die Meinungen seiner Lehrer hierinnen getheilet sind, Preussen auch unter gleichen Titul seine Armeen zum Vortheil Kayser Carl VII hatte marschiren lassen; so fand Sachsen unter diesem Mantel eines Hülfleistenden Theils eine gute Schutzwehre wider einen Preußischen Angriff. Mich deucht, es war der allergemeinsten

Klugheit gemäß, diesen Mantel so lange um sich geschlagen zu behalten, bis der Krieg wider Preussen einen so glücklichen Erfolg hatte, daß man sich gewiß die Oberhand versprechen konnte.

Allein dieser Krieg gieng nicht weniger als glücklich. Drey grosse verlohrne Schlachten, deren Verlust gar nicht verheelet werden konnte, musten dem Herrn Grafen von Brühl belehren, daß das ganze gemachte Project von der Theilung der Löwenhaut eines der eitelsten von der Welt war. Hätte er also nicht wenigstens das Unglück von Sachsen beherzigen und den umgeschlagenen Mantel der Hülfsleistung sorgfältig um sich behalten sollen.

Allein nichts weniger! Man machte das in allen Betracht unüberlegte und unglückliche Project, von Sachsen aus, den König von Preussen in dem Herzen seiner Staaten anzugreiffen, und folglich den Mantel der Hülfsleistung gänzlich abzulegen; und zu dem Ende mußte das Grünische Corps nach Sachsen kommen. Ich nenne dieses Project mit Recht unüberlegt und unglücklich; denn es war nicht die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges vorhanden. Die Preußischen Staaten von

Sachsen aus, waren nicht unbedeckt. Ausser derjenigen Preußischen Armee, welche die Oesterreicher und Sachsen dreymal geschlagen hatte, stand noch eine andere da, welche Sachsen observirte, und die Preußischen Staaten zu schützen genugsam im Stande war. Bey so überaus kühnen und die gemeinste Klugheit mit Füssen tretenden Maaßregeln, konnte also der Erfolg kein anderer seyn, als der er war, nämlich das äusserste Unglück von Sachsen, welches aber der Graf von Brühl niemals zu Herzen genommen haben muß; weil er sonst sein Betragen in seinem ganzen Ministerio ganz anders eingerichtet haben würde.

Sehen Sie, werthester Freund, so ist das Brühlische Betragen in Ansehung der Staats-Angelegenheiten von Sachsen beschaffen gewesen. Vermuthlich werden Sie urtheilen, daß der Herr Graf von Brühl denen künftigen Zeiten, kein grosses Muster der Staatsklugheit abgeben wird. Vielleicht könnte ich Ihnen über diesen Punct noch gar viel schreiben. Aber erinnern Sie sich, was ich oben im Eingange in optima juris forma gesagt habe, nämlich, daß dieser Brief der letztere von denen Brühlischen Nachrichten seyn soll; und warlich! vor einen

Brief

Brief ist der gegenwärtige lang genug. Ich habe Ihnen also nichts mehr zu sagen, als daß ich lebenslang mit der vollkommensten Zärtlichkeit seyn werde

Dero

F : : : t.
den 12 August
1760.

wahrhaftig ergebenster Freund
und Diener

Nachschrift.

Den Augenblick erhalte ich Dero geehrtestes vom 9ten dieses: und Sie können leicht erachten, schalkhafter Freund, wie sehr ich darüber lache. Was? Sie werfen sich zu einem Vertheidiger des Herrn Grafen von Brühl auf? Das ist doch wahrhaftig! lustig. Aber ich sehe alle ihre schalkhaften Absichten dabey ein, ob Sie gleich eine ziemlich ernstliche Mine dabey machen, so daß Sie nur zuweilen ein wenig verstohlen lächeln. Sie wollen mich durch Ihre Einwürfe wider diesen Urheber des Unglücks von Sachsen, in ein rechtes Feuer setzen; Sie wollen mich hitzig machen, daß ich ihn recht von allen Seiten aufdecken, und mit denen natürlichsten Farben schildern soll.

Nun

Nun wohlan, halten Sie Ihren Speer parat, damit Sie Ihren Riesen, oder Zauberer, ich weis wahrhaftig nicht, was er ist, Ehre machen. Ich werde nächstens zu Errettung der schönen Prinzeßin Saxonia, welche dieser grosse Riese Grisamber in schweren Ketten gefangen hält, oder vielleicht gar bezaubert hat, erschreckliche Stösse auf Sie thun; und mich deucht immer, daß ich Sie schon aus dem Sattel in Sand herunter stürzen sehe. Denn wahrhaftig meine Waffen sind unzerbrechlich. Ich habe sie von zwey Göttinnen erhalten, davon ich Ihnen die Geschichte erzählen werde, so bald Sie sich für überwunden bekennen.

Aber Sie machen mich jetzo schon hitzig. Sie bringen einen Einwurf vor, der ein so ernsthaftes Ansehn hat, daß ich, ohngeachtet das brennende Licht, den Brief zuzusiegeln, schon auf dem Tische stehet, den folgenden Posttag nicht erwarten kann, um denselben zu widerlegen.

Sie sagen, es könne doch seyn, daß Seine Königl. Majestät von Pohlen, den Grafen von Brühl alle die erstaunenden Summen geschenket hätten, sowohl um dessen Verschwendung zu unterhalten, als sich die unbeschreiblichen Güther anzukauffen, welche dieser Minister besitzet. Nun würde zwar sowohl auf Seiten Sr. Pohlnischen Maj. als des Herrn Grafen von Brühl, bey diesen Schenkungen gar vieles zu erinnern seyn. Aber die Beyspiele wären gar selten, zumal

mal an Höfen, wo man nach den allerstrengsten Regeln und Begriffen der Gerechtigkeit verführe.

Aber wissen Sie wohl, schätzbarer Freund, (Ja! Sie sind es doch, ohngeachtet Sie einen Speer mit mir brechen wollen,) daß Ihr Einwurf ganz und gar nichts taugt. Es ist vors erste gar nicht möglich, wenigstens ist nicht der allergeringste Schatten von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Se. Königl. Majest. von Pohlen dem Grafen von Brühl nur den vierten Theil der darzu erforderlichen ungeheuren Summen geschenket haben. Wie? Se. Königliche Majest. von Pohlen, sollten zu einer Zeit, da Sie Dero Unterthanen unaufhörlich neue Abgaben auflegen mußten, da Sie den Credit Ihrer Steuer-Casse in Verfall gerathen sahen, da Sie zu Unterstützung derselben die alleräussersten Rettungs-Mittel durch Angreiffung der auf gerichtlichen Treu und Glauben niedergelegten Depositen-Gelder ergreifen mußten, da Sie sich genöthiget sahen, ein Theil Dero Staaten an Hannover zu versetzen, da dem allen ohngeachtet der Verfall der Steuer-Casse nicht verhindert, sondern dadurch eine unbeschreibliche Menge rechtschaffener Leuthe, und Wittwen und Waysen, die ihr Vermögen der Steuer anvertrauet hatten, in das äusserste Elend versetzet wurden; wie? sage ich, Se. Königl. Maj. sollten zu allen solchen Zeiten einen Minister Millionen geschenket haben, der nicht den geringsten

ecla-

eclatanten Dienst geleistet hat, unter dessen Ministerio weder ein Sieg erfochten, noch ein Fuß breit Landes erworben worden? Nein, das ist unmöglich, und was müste sich derjenige vor Vorstellungen von Sr. Königl. Majestät machen, der dieses glauben wollte!

Aber lassen Sie uns auch einmal setzen, daß Se. Königl. Majest. von Pohlen, alle die grosse Anzahl von Millionen wirklich geschenket hätten, die er zu seinen unermäßlichen Verschwendungen und Güthern nöthig gehabt hat; was vor schändliche Verblendungen müßte er nicht diesen Monarchen vorgemacht haben, um ihn zu diesen Schenkungen zu bewegen? Würden nicht diese Verblendungen eben so schändlich und abscheulich seyn, als wenn er dieselben ohne Vorbewust Sr. Königl. Majest. zu äusserster Bedrückung der Unterthanen aus denen Sächsischen Cassen genommen hätte.

Ein jeder Regent hat nach dem Wesen und Endzweck aller bürgerlichen Verfassungen die Pflicht auf sich, seine Unterthanen auf die möglichste Art glücklich zu machen; und ein jeder Minister, wenn er ein ehrlicher und rechtschaffener Mann seyn will, hat diese Pflicht gleichfalls auf sich; denn indem er sein Ministerium antritt, verspricht er dem Regenten in Ausübung dieser Pflicht zu unterstützen. Wenn er also auch den Regenten zu Schenkungen verleiten könnte, welche der Wohlfarth seiner Untertha-

nen

nen so offenbar zuwider sind; wo bleibt seine eigene Pflicht, und der Caracter eines rechtschaffenen Mannes? Sollte es aber wohl diesem Caracter gemäß seyn, das Vermögen des Landes durch ausschweifende Verschwendungen, und eben so ausschweifende Bereicherungen an sich zu ziehen; zu einer Zeit, dadurch der Credit des Landes zu Grunde gerichtet, unzähliche Menschen um ihr Vermögen gebracht, denen Unterthanen durch die auf den äussersten Punct getriebenen Abgaben, gleichsam die Nahrungsmittel vor dem Munde weggenommen, und sogar halbe Provinzen an benachbarte Staaten versetzet werden? Was vor ungeheure Begriffe müste man haben, wenn man dieses mit dem Caracter eines rechtschaffenen Mannes, und der Pflicht eines Ministers vor übereinstimmehd hielt?

Wenn alle Sächsische Unterthanen in dem gesegnetesten Wohlstande, und die Abgaben sehr erleidlich wären; so würde nicht der zehente Theil solcher Schenkungen der Pflicht des Regenten und des Ministers gemäß seyn. Denn was vor nützliche Dinge zum Behuf der Commercien, der Manufacturen, der Bevölkerung, der Cultur des Landes, und insonderheit zur Macht, Stärke und Vertheidigung des Staats, hätten nicht mit so vielen Millionen ausgerichtet werden können!

Ich

Ich weiß nicht, werthester Freund, ob Sie sich de. Worte eines der redlichsten und besten Römers beym Plutarch, im Leben des Sylla erinnern. Dieser rechtschaffene Römer sagte zu dem Sylla, der sich durch die Unterdrückung und das äusserste Unglück seines Vaterlandes, und unzähliger rechtschaffenen Leuthe unmäßig bereichert hatte: **Wie? sprach er, solltest du wohl ein redlicher Mann seyn, da dir dein Vater gar nichts hinterlassen hat, und du doch so reich bist.**

Sehen Sie, so siehet es mit Ihren ersten Einwurf aus. Ich glaube, daß Sie vor diesesmal genug haben. Adieu.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Justi, Johann Heinrich Gottlob von, 1717-1771 / Justi, Johann Heinrich Gottlob <<von>>, / Brühl, Heinrich <<von>>,

Leben und Character des Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächßl. Premier-Ministre Grafens von Brühl in vertraulichen Briefen entworfen

Bd.: [1]

[S.l.] (1760)

Biogr. 149 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062038-7
VD18 80349064